



Leseprobe

Michael Köhlmeiers
Märchen-Dekamerone
Eine Weltreise in hundert
Geschichten

Bestellen Sie mit einem Klick für 34,99 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 17. Oktober 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Michael Köhlmeiers

Märchen

Dekamerone

Michael Köhlmeiers

Märchen Dekamerone



Eine Weltreise
in hundert Geschichten

Diederichs



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Die Märchentexte in dieser Sammlung erscheinen in alter deutscher Rechtschreibung.

© 2011 Diederichs Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Weiss | Werkstatt | München
unter Verwendung eines Motivs © Trevillion Images / Clayton Bastiani
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-424-35057-9

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem
gesamten lieferbaren Programm finden Sie unter:
www.diederichs-verlag.de

Inhalt



WO DAS ERZÄHLEN NOCH GEHOLFEN HAT 9

DIE TÜR 25

Ritter Blaubart 28

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein 35

Ahmeds Glück 38

Der unterirdische Nachbar 45

Ali Baba und die vierzig Räuber 47

Der Haustürschlüssel 57

Rotz-Risto 69

Die Reise ins Totenreich 73

Die eingeschlossenen Wilden 76

Im Erdenreich 77

BRUDER UND SCHWESTER 79

Die wilden Schwäne 82

Yamasachi und Umisachi 98

Die zwei Brüder 105

Die Schwäger der Sonne 126

Das Zaubergeweiß 134

Marlu und Yaba, die Geckobrüder 138

Die Taube 143

Das Schwalbenbein 146

Der böswillige Bruder 156

Brüderchen und Schwesterchen 160

INHALT

DREI 167

- Drei KönigsKinder 170
- Die Geschichte von den drei kleinen Schweinchen 176
 - Der Teufel mit den drei goldenen Haaren 179
 - Der wilde Mann und der Königssohn 186
 - Die drei Lügner 193
 - Das kalte Herz 197
- Dem fehlt nichts, in den alle Weiber verliebt sind 238
 - Die drei Musikanten 246
 - Die Zarentochter Frosch 253
- Drei Scheffel Reis, drei Schwiegertöchter 262

IN DIE WEITE WELT HINAUS 265

- Die Geschichte von Robin Hood, dem Hauptmann der lustigen Geächteten vom Sherwood-Wald 268
 - Hans im Glück 273
 - Vom Knaben, der träumte 278
 - Kannitverstan 281
 - Zweierlei Leben 284
 - Der hölzerne Adler 288
 - Per Gynt 292
 - Der kleine Häwelmann 298
- Der Ziegenbock auf Pilgerfahrt 302
 - Der Zauberhengst 307

DIE TIERE 319

- Der Geier 322
- Das Geheimnis der Schlange 323
 - Selbstmord der Hasen 331
- Die Bremer Stadtmusikanten 332
- Whittington und seine Katze 336
- Wie die Sonne gestohlen wurde 345
- Der Tausendkünstler der Ebene 348
 - Die Nußdiebe 357
 - Die Goldbörse 365
- Das Klapperstorch-Märchen 369

INHALT

DER BÖSE 373

- Das Mädchen ohne Hände 377
- Es gibt keinen Teufel mehr 383
 - Vom Kater Mitzpuf 387
- Von dem Affengott im Lande Hida,
der sich Menschenopfer darbringen ließ 390
 - Der gelehrte Herr Nam 403
- Die Szekler Frau und der Teufel 412
 - Das versunkene Schloß 415
 - Das Strandgespenst 418
- Die sieben wundertätigen Bergleute 422
- Imana und der habgierige Sebgugugu 427

NIEMANDES KIND 433

- Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern 436
 - Das Mädchen ohne Hände (II) 439
 - Der Zwerg Nase 446
 - Das häßliche junge Entlein 475
 - Das verlassene Kind 485
 - Zottelhaube 492
 - Des Königs Vogel 498
- Märchen vom geraubten Rom-Mädchen 501
 - Frau Holle 511
 - Das Ende der Welt 514

VERWANDELT, VERZAUBERT, VERFLUCHT 517

- Der Puma, der zaubern konnte 521
- Die Geschichte von dem Prinzen, der eine Prinzessin befreite 527
 - Der erste Maulwurf in Cornwall 535
 - Bertha mit den großen Füßen 537
 - Goldapfelsins Tochter 545
 - Die kleine Meerfrau 552
- Die hufbeschlagene Frau Körmöndi 576
 - Ulfhild, die Elbenfrau 582
 - Der Berg der lichten Frauen 587
 - Schneewittchen 599

INHALT

DER TOD 609

- Der Jäger Gracchus 612
- Das Land, wo man nie stirbt 618
- Der Kamerad 622
- Der kluge Arzt oder die Todesfurcht als Heilmittel 635
- Die viermal getötete Frau 637
- Elend währt bis an den Jüngsten Tag 642
- Seághan mit den beiden Schafen 645
- Der Tod der Elster 652
- Der Gevatter Tod 660
- Der Schatten 663

DIE LIEBE 677

- Die Nachtigall und die Rose 680
- Ein Quart Verstand 687
- Die Blinde und der Taubstumme 693
- Der Fisch und seine Braut 695
- Der standhafte Zinnsoldat 698
- Von dem Riesen, der sein Herz nicht bei sich hatte 703
- Rosalindo und Rosalie 710
- König Drosselbart 715
- Ich bin ein Feuer 720
- Unverhofftes Wiedersehen 725

Quellenverzeichnis 729

Über den Autor 731

Wo das Erzählen noch geholfen hat



1

Mein Vater war Historiker und in der Familie zuständig für die große Geschichte. Als wir unser erstes Auto anschafften, einen Opel Record, war ich zehn. Von da nun fuhren wir an den Wochenenden ins Elsass oder über die Schweizer Grenze nach Einsiedeln oder nach Ulm. Während mein Vater lenkte, hielt er Vorträge über den Maler Matthias Grünewald und seinen Altar in Colmar oder über den heiligen Meinrad, der vor über tausend Jahren von zwei Landstreichern genau an der Stelle erschlagen worden war, wo heute die barocke Kirche von Einsiedeln steht (die mir als das Werk eines Wahnsinnigen erschien – wer häuft schon solche Pracht auf so engen Raum!); oder er erklärte uns, mit dem Rücken zum Ulmer Münster, warum es für die Menschen damals dringend nötig gewesen war, eine Kirche zu bauen, in der die Einwohner der Stadt dreimal Platz gefunden hätten. Mein Vater konnte gut erzählen, dafür war er berühmt im weiten Umkreis, und er erzählte nicht nur, was tatsächlich geschehen war, sondern auch, was hätte sein können – »Was wäre, wenn die Römer den Arminius rechtzeitig durchschaut hätten?«, »Was wäre, wenn Wilhelm II. Bismarck nicht abgesetzt hätte?«, »Was wäre, wenn Lenin 1917 nicht mit Unterstützung der deutschen Obersten Heeresleitung von Zürich nach St. Petersburg zurückgekehrt wäre?«. Manchmal ging er uns auf die Nerven. Er wusste alles und meinte, wir sollten

auch alles wissen, vor allem ich, sein Sohn. Wenn er es übertrieb, erzählte meine Mutter gegen ihn an. Die Weltgeschichte interessierte sie nicht, im Gegenteil, nach dem Krieg hatte sie genug davon. Sie schwelgte in persönlichen Erinnerungen; sie war als Kriegsbraut aus dem fränkischen Coburg in das österreichische Vorarlberg gekommen. Sie erzählte und erinnerte sich erzählend an früher und hatte hinterher nicht mehr ganz so viel Heimweh wie vorher; das hat mein Vater respektiert. Damit ja keine Stille eintrat, gab meine Schwester die Plots unzähliger Romane aus der Leihbibliothek von Hohenems dazu; sie war der Meinung, ein Buch sei erst richtig gelesen, wenn man es auch nacherzählen konnte. Das konnte sie, und darum tat sie es gern.

Wir waren eine erzählsüchtige Familie. Und ich war der Zuhörer – dem die Ohren dröhnten, so ein Geriss war um dieselben und nicht selten an denselben, wenn ich sie mir zuhielt. Manchmal war es mir zu viel, dann habe ich mich aus dem Staub gemacht, bin hinunter zum alten Rhein gelaufen und habe mich ans Wasser gesetzt und an nichts gedacht. In der Schule hatten wir ein Fach, das hieß *Naturgeschichte*; aber die Natur erzählte keine Geschichten. – Dachte ich als Zehnjähriger.

Meine Großmutter, die meiner Mutter aus dem zerstörten Deutschland nachgefolgt war, war die beste Erzählerin in der Familie, und sie erzählte nur für mich und nur, wenn ich sie darum bat. Beobachtete ich sie, wie sie mit unserer Katze redete, zweifelte ich, ob die Natur tatsächlich nichts zu erzählen hatte. Sie sprach mit dem Kater nicht anders als mit mir oder mit der Frau in der Bäckerei, wo sie ihr geliebtes Sauerteigbrot einkaufte. Und der Kater schaute sie an, wie er mich nie anschaute, eine Pfote hochgezogen, den Schwanz steil, und kommentierte ihre Worte mit kurzen Lauten, die mehr ein Bellen als ein Miauen waren. Als wir später im Lateinunterricht Ovids *Metamorphosen* lasen – da war ich bereits fünfzehn oder sechzehn, in meiner Rationalität jedoch zurückgeblieben, verdorben von den vielen Märchen und dem realitätszersetzenden *Was-wäre-Wenn?* des spekulierenden Historikers –, schien mir das alles irgendwie möglich: dass der Menschenfresser Lykaon von Zeus in einen Wolf verzaubert wird; dass Arachne von der eifersüchtigen Athene in eine Spinne verhext wird; und dass sich Daphne, um sich vor dem liebestollen Apoll zu schützen, in einen Lorbeerbaum verwandelt, durch dessen Blätter hindurch der Gott noch eine Weile das Herz des Mädchens

schlagen spürt. Das schien mir auf einmal alles möglich. Als wäre Ovid dem älteren Plinius, dem Naturgeschichtler, näher als einem wirklichkeitsfrei fantasierenden Mythologen wie Hesiod, den wir zur gleichen Zeit im Griechischunterricht zu übersetzen versuchten. Mit sechzehn erschien mir die Welt von Wundern voll; mit zehn war ich ein trockener Realist gewesen.

Meine Großmutter hatte viel im Haushalt zu tun; meine Mutter war krank, sie ging auf Krücken und mit einem Stützapparat und war auf ihre Hilfe angewiesen. Ich glaube, meine Großmutter war am Abend zu müde, um sich Geschichten auszudenken oder sich an Geschichten zu erinnern und diese nachzuerzählen. Darum las sie lieber vor – am liebsten aus den Märchen der Brüder Grimm. Wir besaßen einen Band, dessen Seiten schon ein wenig aufgequollen waren und für den meine Großmutter – oder ihre Großmutter – einen Umschlag aus Leinen genäht und bestickt hatte.

Ich möchte erklären, was ich mit »beste Erzählerin« meine. In dem hier vorliegenden Buch sind hundert Geschichten zusammengetragen, vielleicht möchte ja jemand jemandem daraus vorlesen, dem kann es nützen, wenn ich berichte, wie es meine Großmutter gemacht hat. Zum Beispiel ist sie nie laut geworden. Und wenn es noch so wild in einem Märchen zuging, sie ist nie laut geworden. Sie hat auch auf jedes Gesichtstheater verzichtet. Es gibt Erzähler, die ordnen allen Figuren eine jeweils eigene Grimasse zu, reißen Augen auf, fletschen Zähne, ziehen Lippen nach unten und nach oben, blähen Nasen, runzeln die Stirn – das hat meine Großmutter nicht getan. Sie hat auch nicht mit der Stimme gespielt, hat nicht pointiert betont, Vokale gedehnt und Konsonanten gerafft, wie man es manchmal bei Schauspielern hören kann, die als besonders gute Schauspieler gelten; sie hat weder geschrien noch bedrohlich geflüstert. Ihre Stimme war eher monoton, und sie wurde monotoner und leiser, je länger die Geschichte dauerte. Am Ende bin ich nahe an sie herangerückt und habe mit offenem Mund geatmet, weil das in meinem Kopf weniger Geräusch machte. Ihre Stimme versetzte mich in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen, in dem die vernünftige Hierarchie von Wesentlichem und Unwesentlichem sehr flach wird, so dass fast alles wesentlich erscheint, weil fast nichts mehr unter dem Diktat der Vernunft steht, sondern alles sich an Leben und Sterben

misst, und in den Geschichten ging es ja genau darum. Die Stimme meiner Großmutter hat sich angehört, als würde nicht sie erzählen, sondern etwas in ihr, dem sie lediglich die Töne lieh; als wäre sie eine ziemlich gleichgültige Vermieterin einer ihrer Körperfunktionen. Sie las das Märchen vom *Mädchen ohne Hände*, in dem ein Müller dem Teufel die Tochter versprochen hat, die Tochter aber die Hände zum Gebet faltet, so dass der Böse nicht an sie herankommen kann – ohne jede Regung las sie:

Dem Vater ward angst, und er versprach, ihm zu gehorchen. Da ging er zu dem Mädchen und sagte »mein Kind, wenn ich dir nicht beide Hände abhau, so führt mich der Teufel fort, und in der Angst hab' ich es ihm versprochen. Hilf mir doch in meiner Not und verleihe mir, was ich Böses an dir tue.« Sie antwortete »lieber Vater, macht mit mir, was Ihr wollt, ich bin Euer Kind. Darauf legte sie beide Hände hin und ließ sie sich abhauen.

Und Pausen hat sie gelassen. Unberechenbare Pausen. Die durfte ich mit meinen Gedanken füllen. Dadurch geriet ich in eine Spannung, die manchmal unerträglich wurde, so dass ich sie bat, erst morgen weiterzuerzählen. Das war ihr nicht recht. Das Leben gehe schnell vorbei, sagte sie, es habe keinen Sinn, eine Geschichte auf zwei Tage aufzuteilen; es könne sein, dass ich oder sie morgen andere wären, nämlich solche, für die diese Geschichte nicht mehr passte. Die Spannung, so denke ich heute darüber, resultierte zu einem guten Teil daraus, dass ich mich, während sie erzählte, einer nicht-realen Instanz gegenüber sah – dem Geist der Erzählung, um mit Thomas Mann zu sprechen, nur dass Thomas Mann damit eine Metapher geschaffen hatte, ich mir diesen Geist aber als einen tatsächlichen Geist vorgestellt hätte, der in die kleine Frau schlüpfte, um aus ihr mit mir zu reden. Und ich durfte mir eine Erklärung zurechtlegen, warum er ausgerechnet mit mir reden wollte. Wenn ich die Märchen selber las, kamen sie mir ganz anders vor. Und wenn ich mich, zum Beispiel am nächsten Tag unter der hellen Sonne der Vernunft, mit meiner Großmutter über das unterhielt, was sie mir im Schein meiner Nachttischlampe am Abend zuvor vorgelesen hatte, dann wunderte sie sich nicht weniger über die Geschichten als ich. Oft konnte sie sich kaum daran erinnern, und ich erzählte sie ihr nach. Vielleicht war sie ein biss-

chen verrückt. Ganz sicher war sie ein bisschen verrückt. Einmal kam ich am Morgen in die Küche, da lag sie unter dem Tisch; sie hatte ihr Kopfkissen und ihre Zudecke bei sich und lag unter dem Tisch, als wäre der Fußboden ihr Bett. Sie brummte, sie habe etwas ausprobieren wollen, aber ich solle es in der Familie nicht weitersagen. Ich war in der ersten Klasse Volksschule, also etwa sieben; ich dachte, jemand hat sie verzaubert; dass sie so etwas nicht freiwillig tut, sondern dass sie es tun muss, dass sie gar nicht anders kann. Wahrscheinlich, so dachte ich, hat sie der verzaubert, der aus ihr spricht, wenn sie mir vorliest. Es gibt ein Roma-Märchen, das kannte ich damals freilich noch nicht, da löst sich der Vater in Luft auf und lässt sich von seiner Tochter einatmen und spricht aus ihrem Mund und schaut aus ihren Augen und befiehlt den Elementen der Natur, sich gegen seine Tochter und deren Geliebten zu wenden.

Das Grimm'sche Märchen *Die zwei Brüder* mochten meine Großmutter und ich besonders gern. Wahrscheinlich, weil wir es noch weniger verstanden als die anderen Märchen. – Es waren einmal zwei Brüder, die wollten in die Welt hinaus und baten den guten Stiefvater um den Segen. Stattdessen gab er ihnen ein Messer. Das Messer, sagte er, sollen sie gut verwahren. Sie dürfen es erst aus der Scheide ziehen, wenn sie beschließen, sich zu trennen. Dann aber sollen sie die Klinge in einen Baumstamm hauen, so tief, dass niemand das Messer herausziehen kann. Der eine Bruder wende sich daraufhin nach links, der andere nach rechts. Von Mal zu Mal sollen sie zu dem Baum zurückkehren und nach dem Messer sehen. Wenn die Klinge blank ist, sei alles gut, wenn sie aber auf der Seite des Bruders rostet, sei der Bruder in Gefahr. – Noch viele andere Dinge kommen in diesem Märchen vor, es ist das längste der Sammlung; das Bild von dem Messer im Baum aber hat mich nicht losgelassen, mein ganzes Leben lang habe ich immer wieder darüber nachgedacht.

Ich glaube, es ist nicht gut, über Märchen allzu viel nachzudenken. Man findet dann nicht mehr ins Zuhören zurück. Und dann verliert man die Märchen, und es kann lange dauern, bis sie sich wieder bei einem melden. So ist es mir mit diesem Märchen ergangen. Ich habe zu viel darüber nachgedacht.

Eines Abends sagte ich zu meiner Großmutter: »Angenommen, ich bin der eine Bruder. Ich ziehe durch die Welt und plötzlich kommt mir

der Gedanke, ich muss nach meinem Zwilling sehen. Ich gehe also in den Wald, suche den Baum und schau mir das Messer an. Und ich sehe, dass es tatsächlich auf einer Seite rostig ist. Aber nicht auf der Seite meines Bruders ist es rostig, sondern auf meiner Seite. Was ist dann?»

»Das gilt nicht«, antwortete sie.

Der gute Erzähler misstraut Geschichten, aus denen man etwas lernen soll. Er sagt: Hat ein Schmetterling nur dann einen Sinn, wenn er dir nützt? Glaubst du, die Blaumeise will mit ihrem blauen Bäuchlein und der gelben Krawatte dir etwas sagen? Genügt eine Geschichte für sich nicht? Bekommt eine Erzählung, so vielfältig, farbig und plastisch sie sein mag, erst ihren Sinn, wenn sie ausgepresst und in eine dürre Belehrung gegossen worden ist?

Der Geist der Erzählung – hört ihr ihn? –, er sagt: Ach, ihr seid Kannibalen! Ihr fresset eure eigene Welt. Ihr erfreut euch nicht an ihr, ihr fresset sie. Und ihr schmeckt sie nicht einmal, ihr schlingt sie hinunter. Ihr fragt euch: Wenn etwas nur schön ist und keinen Zweck hat, was für einen Zweck hat es dann? Märchen lassen sich nicht mit einem Kommunikationsschema beschreiben, sagt der Geist der Erzählung, Märchen sind selbstbezüglich. Ihr wisst hinterher nicht mehr, als ihr vorher gewusst habt. Der Erzähler ist der Zwilling des Zuhörers. Ganz gleich, welche Seite des Messers rostig ist, die Klinge erzählt *immer* von dir. Deshalb sind euch alle Märchen fremd und vertraut in einem, ob sie nun aus eurer Gegend stammen oder vom anderen Ende der Welt. Märchen heilen nicht. Lasst euch das nicht einreden! Der Schmerz ist nicht da, um von einer Erzählung geheilt zu werden. Er ist da, weil er da ist. Wie das blaue Bäuchlein der Blaumeise, wie die Zeichnung auf den Flügeln des getigerten Passionsfalters, wie die Flecken auf dem Fell des Leoparden da sind.

2

In ihrem Kommentar zu den Märchen berichten Jacob und Wilhelm Grimm, die Geschichte *Die zwei Brüder* sei ihnen aus dem Umland von Paderborn zugetragen worden, weisen aber darauf hin, dass sie als Quellen ebenso ein serbisches und ein russisches Märchen herangezogen hätten. Auch von einem ägyptischen Märchenstoff haben sich die Grimms inspirieren lassen, wie bald herausgefunden wurde, einem

Stoff, der die Verführung des einen Bruders durch die Frau des anderen zum Inhalt hat und der sich in so vielen Märchen in der ganzen Welt findet, dass seine verschiedenen Ausdeutungen von der Erzählforschung in eine eigene Untergattung zusammengefasst wurden, nämlich das *Zweibrüdermärchen*. Das Grimm'sche Märchen enthält noch andere bekannte Motive, wie den Drachenkampf und/oder den Kampf gegen die Hexe, die Hilfe von Tieren oder das Herausschneiden von Zungen. Wilhelm und Jacob Grimm haben all diese Elemente kunstvoll zu einer Geschichte verwoben.

Es war durchaus typisch für die Vorgehensweise der Brüder, als Quellen verschiedene Erzählungen heranzuziehen, literarische ebenso wie mündlich überlieferte, hier und dort die besten Teile herauszupicken und mit Hilfe der eigenen Fantasie etwas Neues zu schaffen, dessen einzelne Motive jedoch in einem archetypischen Sinn weitgehend bekannt waren. Unter Motiv wird »das kleinste Element einer Erzählung« verstanden, »das die Kraft hat, sich in der Überlieferung zu erhalten«. Die Definition stammt von dem finnischen Märchenforscher Antti Aarne.

Dieser Eklektizismus wurde den Brüdern von Zeitgenossen prompt vorgeworfen – wie überhaupt ihre Arbeit am Anfang gering geschätzt wurde. Die erste Ausgabe der *Kinder- und Hausmärchen* erschien 1812 in einer Auflage von 900 Stück, was uns heute sehr klein erscheint, was für die damalige Zeit jedoch durchaus zufriedenstellend war, bedenkt man, daß der *Struwwelpeter*, das populärste deutsche Kinderbuch zu Mitte des 19. Jahrhunderts, gerade einmal in 1500 Exemplaren gedruckt wurde. Der Verkauf der *Kinder- und Hausmärchen* allerdings schleppte sich dahin, und die Kritiken waren enttäuschend bis vernichtend. Besonders geschmerzt haben mussten die Bemerkungen von Weggefährten und romantischen Mitstreitern wie Clemens von Brentano und Achim von Arnim, denen die Grimms bei der Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* in selbstloser Weise zugearbeitet hatten. Während sich Brentano noch in Umschreibungen wand, dass hier ein Kinderkleid gezeigt werde, »an dem alle Knöpfe heruntergerissen, das mit Dreck beschmiert ist, und wo das Hemd den Hosen heraushängt«, riet Arnim den Brüdern, sie täten gut daran, der Sammlung eine Warnung an den Leser hinzuzufügen. August Wilhelm Schlegel mokierte sich über die rohe Volksnähe der Sprache und schüttelte den Kopf darüber, dass sich zwei so gebildete

Männer mit solchen Lappalien abgeben. Heinrich Voß, der hoch verehrte Übersetzer der *Ilias* und der *Odyssee*, kanzelte die *Kinder- und Hausmärchen* gar als »wahren Schund« ab. Goethe, auf dessen Stimme die Grimms so sehr gehofft hatten, schwieg. Wirklich gefallen haben die Märchen, wie es scheint, bei ihrem ersten Auftritt niemandem. Für die einen war die Sammlung zu wissenschaftlich, für die anderen zu wenig wissenschaftlich, für die einen zu wenig deutsch, für die anderen zu beliebig, weil etliche Märchen ungeniert aus der Sammlung des Franzosen Charles Perrault, aber auch von den Italienern Giovanni Francesco Straparola und Giambattista Basile übernommen worden waren. Der Märchensammler Albert Ludewig Grimm, mit den Brüdern nicht verwandt, warf ihnen vor, in ihrer Forschung unseriös vorgegangen zu sein, sie hätten sich auf die erstbeste Kindermagd verlassen, die ihnen über den Weg gelaufen sei. Womit er in gewisser Weise Recht hatte. Feldforschung in einem heutigen Sinn haben die Brüder gewiss nicht betrieben. Heute stellt aber auch niemand mehr die literarische Qualität der Grimm'schen Märchen in Frage; die Sammlung ist so unvergleichlich mit allem anderen, dass die Fachwelt einen eigenen Begriff dafür gefunden hat – »Gattung Grimm«.

Die *Kinder- und Hausmärchen* sind das weltweit meistverbreitete Buch deutschsprachiger Herkunft, es ist in alle Kultursprachen übersetzt; »Grimm« ist in vielen Ländern ein Synonym für Märchen. Das Buch, das die beiden – ab der zweiten Auflage hauptsächlich Wilhelm allein – immer wieder überarbeitet haben, reiht sich ein in die großen Märchen- und Geschichtensammlungen der Weltliteratur. Als da sind: die Geschichten der Scheherazade, der Schutzpatronin aller Erzähler, die 1001 Nächte um ihr Leben erzählt; die Erzählungen des klugen Vogels aus *Tuti-Nameh*, dem *Papageienbuch*, der seine Herrin mit immer neuen Geschichten davon abhält, sich mit ihrem Liebhaber zu treffen; die köstlich ineinander verschachtelten Fabeln von *Kalila und Dimna*, die aus Indien über Persien und den arabischen Raum zu uns gekommen sind; Ovid mit seinen *Metamorphosen*; die spätantike Sammlung des Apuleius, der uns in der Manier des Ovid Verwandlungsgeschichten erzählt, unter anderem das Märchen von *Amor und Psyche*; die *Lebenda Aurea* des Jacobus de Voragine, eine Sammlung von Heiligengeschichten aus dem 13. Jahrhundert; die *Canterbury Tales* von Geoffrey Chaucer, der im 14. Jahrhun-

dert, als die Dichtersprache in England vornehmlich Latein oder Französisch war, als Erster die Sprache des Volkes verwendete; die *Gesta Romanorum*, an der vom 14. Jahrhundert bis zum Barock gebaut wurde und die Geschichten aus allen Lebensbereichen enthält, die für viele Dichter Quelle und Steinbruch wurden (zum Beispiel hat sich Shakespeare bei seinem *Kaufmann von Venedig* dort ausgiebig bedient); weiters *Die ergötzlichen Nächte*, eine Sammlung von Giovanni Francesco Straparola, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelebt hat und den Grimms ebenso wie anderen modernen Erzählern Stoff für etliche ihrer Geschichten lieferte; alle überragt Giovanni Boccaccio mit seinem *Decamerone*, das auch bei der Zusammenstellung dieser Auswahl vorbildlich war; ebenso muss Giambaista Basile aufgerufen werden, der neapolitanische Schalk, der zweihundert Jahre nach Boccaccio einen Kranz von deftigen Märchen im Dialekt seiner Heimat herausbrachte, das *Pentamerone*; nicht fehlen darf in unserer Aufzählung der bereits erwähnte Charles Perrault, der im 17. Jahrhundert das Märchen als literarische Form in Frankreich hoffähig machte und aus dessen Sammlung die Grimms mehrere Märchen übernommen haben, zum Beispiel *Rotkäppchen*, *Der gestiefelte Kater*, *Aschenputtel* oder *Dornröschen*. Vor den Grimms widmete sich in Deutschland Johann Karl August Musäus der literarischen Ausgestaltung von Volksmärchen; zu ihrer Zeit boten Ludwig Bechstein und Johann Wilhelm Wolf den Brüdern Konkurrenz, wobei die Märchen des ersteren sich lange Zeit weit besser verkauften als die *Kinder- und Hausmärchen*. Dichter und Sammler wurden durch die Arbeit der Brüder ermutigt, es ihnen gleichzutun; allen voran Wilhelm Hauff – wie sehr habe ich *Zwerg Nase* und *Kalif Storch*, *Das kalte Herz* und *Die Geschichte vom kleinen Muck* geliebt! –, aber auch der heute wenig bekannte Erzähler Richard Volkmann-Leander mit seinen *Träumereien an französischen Kaminen*. Die Märchenleidenschaft breitete sich auf ganz Europa, ja auf die ganze Welt aus; in Frankreich sammelte und erzählte Jean-François Bladé, in der Slowakei Pavol Dobšinský, in Tschechien die Dichterin Božena Němcová, in Dänemark Svend Grundtvig. Besonders erwähnen möchte ich Micha Josef Bin Gorion, der mit *Der Born Judas* eine umfangreiche Sammlung jüdischer Märchen vorlegte, und den russischen Sammler und Dichter Alexander Nikolajewitsch Afanasjew, ein großer Verehrer der Brüder Grimm, dessen *Märchen von Iwan Zare-*

witsch, dem Feuervogel und dem grauen Wolf Igor Strawinsky zu seiner Ballettsuite anregte.

Im Juli 1844 reiste ein dänischer Dichter nach Berlin, um Jacob und Wilhelm Grimm zu besuchen. In sein Tagebuch schrieb er später: »Ohne Empfehlungsschreiben kam ich zu (Jacob) Grimm, er kannte mich nicht, hatte meinen Namen noch nie gehört, wusste von mir nicht das Geringsste.« Der Name des Dichters: Hans Christian Andersen. Er war damals neununddreißig, seine frühen Märchen lagen bereits seit einiger Zeit in deutscher Übersetzung vor. Jacob hat sich nach diesem Besuch Andersens Märchen besorgt und war begeistert. Wenige Wochen später reiste er nach Kopenhagen. »Mit Herzlichkeit kam er zu mir«, notiert Andersen in sein Tagebuch. Auch Wilhelm lernte er auf späteren Reisen nach Berlin kennen. Wie gern würde ich wissen, was die drei miteinander gesprochen haben!

Andersens erste Erzählungen waren noch Variationen zu und Ausdeutungen von Volksmärchen, bald aber dachte er sich die Geschichten selber aus, verzichtete auf alle Quellen, tauchte auf aus dem Meer der überlieferten Literatur und der oralen Erzähltradition. Ich halte den Begriff »Kunstmärchen« für unglücklich, weil er impliziert, dass es auch Märchen ohne Kunst gibt; vor der Kunst des Hans Christian Andersen aber verneigt sich die ganze Welt, er hat die Gattung des Dichter-Märchens auf eine Ebene mit den Größten gehoben.

Lange Zeit glaubte ich – oder wollte es glauben –, dass in dem Märchen *Die zwei Brüder* Jacob und Wilhelm in verschlüsselter Form ihre eigene Bruderschaft dargestellt hätten. Besonders Wilhelm fand und erfand immer wieder ausdrucksstarke Bilder, vielleicht hatte er ja auch das Motiv mit dem Messer, das auf einer Seite rostet, kriecht und damit ein Symbol für die einmalige Verbindung zwischen ihm und seinem Bruder geschaffen. Wir wissen, es ist nicht so. Dieses Motiv findet sich in zahlreichen Erzählungen und es wurde von Dichtern immer wieder aufgenommen, so von Wilhelm Busch in seinem Märchen *Drei Königskinder*.

Die Märchen – und tatsächlich die Märchen der Welt – stehen untereinander in einer Beziehung, ihr Wurzelgeflecht ist uns rätselhaft. Von der Schneewittchen-Geschichte zum Beispiel sind in Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika über vierhundert Versionen gesammelt

worden. Am Beginn des vorigen Jahrhunderts stellten der finnische Märchenforscher Antti Aarne und der amerikanische Volkskundler Stith Thompson einen Katalog zur Klassifikation von Märchentypen zusammen; im Jahr 2004 legte Hans-Jörg Uther eine Überarbeitung und Erweiterung desselben vor, so dass man heute vom Aarne-Thompson-Uther-Index spricht, abgekürzt ATU. Dieser Katalog besteht aus über 2000 Stichworten, mit deren Hilfe – so der Anspruch der Autoren – Märchenmotive aus aller Welt in ihrer inneren Verwandtschaft kenntlich gemacht werden sollen. In dem Märchen *Die zwei Brüder* kommt eine ganze Reihe von Motiven vor, die sich in Märchen der australischen Ureinwohner ebenso finden wie in antiken und germanischen Sagen und afrikanischen sowie nordamerikanischen Erzählungen – zum Beispiel die Motive des Drachentöters (ATU 300), des magischen Vogelherzens (ATU 567), der Zwillinge oder Blutsbrüder (ATU 303), der Adoption von Tieren (ATU 535), der Rettung durch den Bruder (ATU 312D) oder das Motiv der dankbaren Tiere (ATU 554).

Weil wir aber nicht annehmen dürfen, dass sich polynesische Ureinwohner und Inuit in vergangenen Zeiten irgendwo getroffen und einander Geschichten erzählt haben, steht unser Verstand vor der verwirrenden Frage, wie es denn anders geschehen konnte, dass so viele gleiche Märchenmotive überall auf der Welt zu finden sind. C. G. Jungs Theorie vom kollektiven Unbewussten und den Archetypen, die in diesem hausen, erscheint attraktiv; nur sollten wir nicht vergessen, dass es sich dabei um ein Modell handelt, um ein Gleichnis. Ob tatsächlich in einer versteckten Kammer unserer Seele (auch sie nur ein Modell) eine Galerie mit universellen Urbildern untergebracht ist, in denen sich alle Menschen erkennen, gleich welche Geschichte sie haben und welcher Kultur sie angehören? Allerdings liefert C. G. Jungs Modell jenseits theologischer Überlegungen bisher die einzige Antwort auf unsere Frage – wenigstens den Versuch einer Antwort.

Aber vielleicht ist ja die Frage falsch gestellt. Poesie zu ergünden und zu vermessen, war immer ein aussichtsloses Unterfangen. Nicht für die alten Griechen, die hatten Poesie spendende Götter wie Apoll und Dionysos und hatten die Musen, zum Beispiel Kalliope, die Schönstimmige, die Homer zu Beginn seiner Epen anruft, damit sie ihn an ihrem Fundus teilhaben lässt. Für die Rhapsoden und ihre Zuhörer war der Fall also klar.

Uns bleibt nichts anderes übrig, als weiter Märchen zu sammeln und uns jedes Mal aufs Neue zu wundern, wie ähnlich sie einander sind.

1912 gründete der Verleger Eugen Diederichs zusammen mit dem Germanisten Friedrich von der Leyden und dem Märchenforscher Paul Zauert die Reihe *Märchen der Weltliteratur*. Über hundertfünfzig Bände sind insgesamt erschienen, ein Band schöner als der andere, mit editorischen Kommentaren versehen, wissenschaftlichen Ansprüchen ebenso genügend wie eine Freude für jeden, der gern liest, gern vorliest und gern vorgelesen bekommt. Als ich Student in Marburg an der Lahn war, fuhr ich jedes Jahr am letzten Tag der Buchmesse nach Frankfurt. Mein erster Besuch galt dem Pavillon des Eugen-Diederich-Verlags. Ich suchte mir einen Verlagsangestellten oder eine Verlagsangestellte und sagte mit schlauer Ehrlichkeit: »Guten Tag, ich bin Student in Marburg, der Stadt, in der die Brüder Grimm lange gelebt haben. Ich interessiere mich für Märchen. Aber ich habe wenig Geld. Ihre Märchenreihe ist die schönste, die es gibt. Allerdings sind die Bücher nicht billig. Ich weiß nicht, was Sie mit den Ausstellungsexemplaren machen. Ich denke, Sie können sie nicht mehr über den normalen Handel verkaufen. Ich biete Ihnen pro Band die Hälfte des Preises. Sind Sie einverstanden?« Meistens bekam ich zwei oder drei Bände geschenkt. Damit hatte sich mein Besuch in Frankfurt gelohnt.

Inzwischen ist die Reihe der *Märchen der Weltliteratur* eingestellt worden. Manche Bände sind nur noch über Antiquariate zu bekommen. Keine Märchensammlung der Welt kann sich mit dieser Reihe messen. Sie ist ein Weltkulturdenkmal, nicht so lang wie die chinesische Mauer, dafür aber Völker verbindend und nicht Völker trennend. Als der Verlag mich fragte, ob ich zusammen mit Franziska Roosen aus gut 30 000 Märchen hundert aussuche und dafür als Herausgeber zur Verfügung stehe, durchrieselte mich ein Schauer – ein heiliger Schauer. Das kann man nicht machen, dachte ich und weiter: Man muss es machen. Und sagte: »Ich mache es.«

3

Und dann wurde das Messer auf der Seite meiner Großmutter rostig. Sie wohnte inzwischen wieder in Coburg. Meine Tante rief mich an, sie

sagte, die Mutter sei komisch geworden, sie sei immer schon komisch gewesen, aber jetzt sei sie sehr komisch. Ich setzte mich in meinen VW und fuhr nach Oberfranken. Ich lebte damals in Gießen, hatte aus Interesse und Tändelei ein zweites Studium begonnen, Mathematik und Philosophie, verfügte über unendlich viel Zeit und hätte meiner Großmutter gern die Hälfte davon abgegeben.

Sie saß in der Küche und lächelte mich an. Ich war sehr erleichtert. Ich hatte befürchtet, sie liege im Bett und es gehe mit ihr zu Ende. Körperlich sei sie noch gut beieinander, sagte meine Tante, aber geistig sehe es bitter aus, und weil sie ja wisse, wie eng wir beide immer gewesen seien, habe sie gedacht, ich wolle sie sehen, solange sie mich noch erkenne.

Ich fand das maßlos übertrieben. Ich setzte mich zu meiner Großmutter, verschränkte wie sie die Arme auf dem Küchentisch, die Tante ließ uns allein, ich kochte uns einen Topf mit Milchkaffee auf, und wir sprachen miteinander, wie wir immer miteinander gesprochen hatten, nämlich in einem ironischen Unterton, der auf alles ein konturenscharfes realistisches Licht warf, dem wir natürlich nicht trauten, weil wir beide sehr genau wussten, dass schon im Schatten hinter der Tür Dinge passierten, die kein Verstand fassen konnte, weswegen wir mit unserer Ironie diese Dinge in Sicherheit wiegen wollten, damit sie nicht auf uns aufmerksam würden.

Sie erzählte mir, was ihre Tochter so aufgeregt hatte. »Ich habe geträumt, unser Nachbar fährt mit dem Auto über die Wiese, und dann stellt er den Wagen genau so ab, dass die Scheinwerfer in mein Zimmer leuchten, und dann steigt er aus und klettert durch mein Fenster. Ich habe zu Martha gesagt, dass ich ihn nicht mehr grüßen werde, da hat sie sich geärgert und gesagt, das sei doch nur ein Traum, und ich habe gesagt, ja meinetwegen, aber ein anständiger Mensch tut so etwas auch nicht im Traum. Hab ich Recht?«

»Ja, du hast Recht«, sagte ich.

Im Jahr 1888 wurde sie geboren. Ihre Heldenreise ging durch die schlechtesten Teile des 20. Jahrhunderts.

Alle fünf bis zehn Jahre werde aus einem Menschen ein anderer Mensch, hat sie einmal gesagt. Ich hatte ihr von meinem Mitschüler er-

zählt, der in der Volksschule mein Freund gewesen war, dann mit fünfzehn die Mutter eines anderen Freundes mit ihren Schürzenbändern erwürgt hatte, daraufhin etliche Jahre im Gefängnis saß und anschließend als Entwicklungshelfer nach Äthiopien zog, wo er sich in aufopfernder Weise um Leprakranke kümmerte. »Nach fünf bis zehn Jahren«, hatte sie damals gesagt, »vergisst Gott, wer du bist. Das heißt, wir haben etwa zehnmal in unserem Leben Gelegenheit, neu anzufangen. Wir können ihm etwas vormachen, verstehst du!«

Die letzten fünf Jahre ihres Lebens war sie wieder zu Hause in Coburg. Es war die einzige Zeit in ihrem Leben, in der sie nur für sich allein und für sonst niemanden da sein durfte. Sie war stark genug, sich selbst das Essen zu kochen, ohne Hilfe einkaufen zu gehen, sich die Haare jeden Morgen hundertmal zu bürsten und über jeden und alles ihre Witze zu reißen. Sie nahm die Ermahnungen ihrer Tochter gelassen hin, und wenn sie die Tasse verschüttete, beeilte sie sich nicht, den Kaffee aufzuwischen. Sie erinnerte sich nicht mehr gern an früher; nicht, weil früher eine so schwere Zeit gewesen war, das war so, gerade deshalb hatte sie früher gern über früher gesprochen – nun war ihr die Vergangenheit unwichtig geworden. Sie erzählte gar keine Geschichten mehr und las auch keine Märchen mehr vor. Wenn Liebe Einverständnis mit sich selbst und der Welt bedeutet, dann waren die letzten fünf Jahre für meine Großmutter die Zeit der *Liebe*.

Die Spanne davor war sie bei ihrem jüngsten Sohn in Süddeutschland gewesen. Sie passte auf dessen Kinder auf und half ihrer Schwiegertochter im Haushalt. In dieser Zeit starben ihr Bruder und fast alle Menschen, die sie von Kindheit und Jugend her kannte. Ihre Schwiegertochter hat es ihr sehr gut gemacht, aber die Melancholie war da. Sie rechnete damit, ebenfalls bald zu sterben, und sie fürchtete sich davor. Ich hatte sie manchmal besucht, trug Lederjacke und grelle Hosen und war voll Musik. Sie war ernst und zu keinem Spaß aufgelegt. Ihre Zeit ging unter, und sie war eine Überlebende. Der *Tod* war gegenwärtig, wie er immer gegenwärtig ist, aber sie spürte, dass er sie ansah.

Bei uns in Vorarlberg war sie fünfzehn Jahre gewesen. Das war alles so plötzlich geschehen; ein Brief meines Vaters, ihre Tochter – seine Frau – sei erkrankt, eine Katastrophe; eine Geburt hatte mit Entsetzen und Trauer geendet: das Kind war gestorben, der Körper meiner Mutter

linksseitig gelähmt, sie konnte nicht sprechen, und es war noch nicht sicher, ob sie überleben würde. Meine Großmutter kam, holte meine Schwester und mich ab; ein Jahr waren wir in Coburg, dann hatte es unsere Mutter geschafft, aber sie brauchte meine Großmutter im Haushalt; also waren wir nach Österreich zurückgekehrt, zu dritt. – Da war sie nun in einer anderen Welt, einer fremden Welt, deren Sprache sie kaum verstand, als hätte man sie *verwandelt, verzaubert, verflucht*.

Als ich mir überlegte, nach welchen Gesichtspunkten ich die Geschichten in diesem Buch ordnen soll, dachte ich an die Heldenreise meiner Großmutter. Sie selbst hatte einen Hang, in den banalen Dingen ein Beispielhaftes zu sehen, eine Metapher, über die das Ungreifbare und Unbegreifbare auf sich aufmerksam machen möchte. In all den Geschichten, die sie erzählte, die sie vorlas, denen sie zuhörte, klang ihr immer die große Geschichte mit, die viel größer war als die Geschichte, für die sich mein Vater zuständig fühlte; die Geschichte, die sich irgendwann über die ganze Welt ausgebreitet hat und die nun auf allen Kontinenten ihre Variationen spielt. Die Überschriften zu den folgenden Heldenreisen kamen mir in den Sinn, als ich über das Leben meiner Großmutter nachdachte – *Die Tür, Bruder und Schwester, Drei, In die weite Welt hinaus, Die Tiere, Der Böse, Niemandes Kind, Verwandelt, verzaubert, verflucht, Der Tod, Die Liebe*. Wenn ein Mensch stirbt, stirbt eine ganze Welt, sagt ein jüdisches Sprichwort. Das kann doch nur heißen: Wenn ein Mensch lebt, lebt eine ganze Welt.

P.S.: Ich widme diese Arbeit meinen Enkeln Oskar, Sofie, Marie und Anton.

Die Tür



Der König muss sein Volk beschützen; aber er kann es nur beschützen, wenn er selbst beschützt wird. Wenn dem König etwas zustößt, stößt seinem Volk etwas zu. Wenn der König stirbt, geht sein Volk unter. Darum darf er den Palast nicht verlassen. Denn: Wie viel Gefahr droht ihm draußen! Er darf die Erde nicht berühren. Denn: Was da alles aus dem Boden kriechen könnte! Er muss in seinem Gemach oben im Turm bleiben. Die Sonne ist gefährlich! Sie verbrennt ihm die Haut. Der König muss vor der Sonne geschützt werden. Er lebt in der Finsternis. Niemand darf sein Gesicht sehen. Niemand darf seine Stimme hören. Er ist einsam. Er ist der Repräsentant des Volkes. Er lebt hinter der verschlossenen Tür. Auf deinen König musst du mehr achten als auf dich selbst. Wenn du dich verletzt, bleibt er heil. Wenn er verletzt wird, kannst du an seiner Wunde sterben. Du darfst nicht hinter die Tür sehen. Du weißt nicht, wie es ihm geht. Darum bist du in dauernder Sorge um deinen König. – So wird uns in japanischen Märchen erzählt, in afrikanischen, in den Märchen der Ureinwohner Nordamerikas, in irischen Königsmärchen und in Märchen der Römer. Der britische Ethnologe James George Frazer ist diesem Motiv in der ganzen Welt nachgegangen. Das Heilige wird hinter die Tür gesperrt ebenso wie das Unheilige. Wenn der König zu fliehen versuchte, wurde er mit Steinen erschlagen. Sobald er draußen aus der Tür war, war er nicht mehr der König. – Und der König selbst? Wie sehr muss er die Tür hassen, die ihn von der Welt trennt!

Die Roma erzählen eine Geschichte von sieben Brüdern, deren Vater hat ihnen auf dem Totenbett Aufgaben zugewiesen: Der älteste soll sich um die Pferde sorgen, der zweite um die Rinder, der dritte um die Schweine, der vierte um die Ziegen, der fünfte um die Schafe, der sechste um Hund und Katz und der jüngste um das Ungeziefer und das Geld. Dann stirbt der Vater und hat nicht gewusst, dass seine Frau schwanger ist. Und als die Söhne auf dem Feld sind, bringt sie ein Mädchen zur Welt, das versteckt sie in einer Kammer, weil es Zähne hat wie ein Wolf. Und zu den Söhnen sagt die Mutter: Hinter alle Türen dürft ihr sehen, nur hinter diese nicht. Und als das Mädchen fünfzehn ist, kommt es frei, und sie ist eine schöne Frau geworden, und die Brüder verlieben sich in sie, und sie tötet alle bis auf den Jüngsten. Der flieht vor ihr in den tiefen Wald. Dort trifft er auf eine Frau, die in einem Turm lebt. Aber der Turm hat keine Tür, er hat nur ein Fenster. Die Frau reicht dem Jüngsten die Hand und zieht ihn zu sich hinauf. Er verspricht, sie zu heiraten. Morgen schlage ich eine Tür in den Turm, sagt er, dann heirate ich. Er verschiebt es von einem Tag auf den anderen. Dann sagt er: Ich will noch einmal nach Hause, um zu sehen, was aus meiner Schwester geworden ist. Wenn ich zurückkomme, schlage ich die Tür in den Turm. Er trifft seine Schwester und verliebt sich in sie, aber sie will ihn fressen, und er läuft zum zweiten Mal vor ihr davon. Sie verfolgt ihn bis in den tiefen Wald hinein. Die Frau streckt dem Jüngsten die Hand entgegen. Er kann sie ergreifen. Sie will ihn nach oben ziehen, da packt ihn die Schwester beim Fuß. Die eine zieht ihn nach oben, die andere zieht ihn nach unten, und der Jüngste ist dazwischen eingespannt. Und als in der Nacht der Mond kommt, fragt ihn der Jüngste, was er tun soll. Antwortet der Mond: Halt es aus!

Haben sich die Söhne nur um die Tiere gekümmert und um sonst nichts? Hätten sie das Verbot der Mutter missachtet und die verbotene Tür aufbrechen sollen? Warum hat die Mutter ihre Tochter eingesperrt? Um sie vor den Brüdern zu schützen oder um die Brüder vor ihr zu schützen? Die hinter der Tür lebt, hungert und durstet, sie wünscht sich Licht und ist von Finsternis umgeben. Dann hat sie alle aufgefressen. Nun sind sie alle in ihr. Nun sind die Brüder im Gefängnis ihres Leibes, wie sie selbst fünfzehn Jahre lang im Gefängnis hinter der Tür gewesen war. Die Tür zum Gefängnis ihres Leibes wird bewacht von einem Wolfsgebiss.

Oder die Geschichte von der Müllerstochter, die durch eine dumme Angeberei ihres Vaters zur Königin geworden ist und nun nächtens hinter der verschlossenen Tür sitzen und Stroh zu Gold spinnen muss. Aber siehe, die Tür öffnet sich, und ein Zwerg kommt herein, der verspricht Hilfe. Hilfe, die allerdings an Bedingungen geknüpft ist ... – Halt! Das habe ich immer abgelehnt, das habe ich nie geglaubt: dass der so einfach zur Tür herein konnte. Die war doch abgesperrt und von draußen bewacht. Wie sollte das möglich sein? Dieser Zwerg – er geht niemanden etwas an, nur die Königin geht er etwas an. Das fand ich beunruhigend, und die Königin findet es ebenfalls beunruhigend. Es scheint, auf sie hat er gewartet sein Zwergenleben lang. Nur für sie war er da – wie der Torwächter in Kafkas Parabel *Vor dem Gesetz* seinen Dienst allein für den Mann vom Land versieht, der gekommen ist, um sich beim Gesetz sein Recht zu holen, und als er stirbt, verschließt der Torwächter diese Tür zum Gesetz für immer. Das Gesetz ist der heilige König, den niemand ansehen darf.

Mitten in die Welt hinein werden Türen gestellt. Sie bringen Unglück, und sie verhindern Unglück. Wo eine Tür ist, wird immer einer betrogen – entweder der auf der einen Seite oder der auf der anderen Seite. Wilhelm Grimm hat dem Rumpelstilzchen immerhin eine Genugtuung widerfahren lassen: Er hat es mit dem schaurig schönsten, dem gewaltigsten Zorn der ganzen Literaturgeschichte beschenkt. Nicht einmal die Homerischen Helden bringen es in ihrer Wut fertig, mit dem Fuß so fest aufzustampfen, dass das halbe Bein im Boden feststeckt und sich dann auch noch selber mitten entzweizureißen. Von der Müllerstochter, die zur Königin wurde, wissen wir nicht einmal den Namen.

Ritter Blaubart

*E*s war einmal ein Müller, der eine stattliche Mühle mit Wald und Feld besaß und drei bildschöne Töchter hatte. Einst besuchten die drei Schwestern mitsammen einen Jahrmarkt, um sich Halstücher zu kaufen. Da sie jedoch keine nach ihrem Geschmack finden konnten, machten sie sich, ohne welche gekauft zu haben, verdrossen auf den Heimweg. Als sie so dahingingen, begegnete ihnen ein nobler Herr, der redete sie freundlich an und fragte, warum sie so traurig seien. Sie sagten, daß sie sich auf dem Jahrmarkt schöne Halstücher hätten kaufen wollen, ihnen aber von den feilgehaltenen keines gefallen habe. Da griff der Herr in seine Umhängetasche und schenkte jeder von ihnen ein wunderfeines weißseidenes, mit Fransen und gestickten Blumen geziertes Halstuch und sagte, er werde so frei sein und sie einmal in der Mühle besuchen. Die Mädchen bedankten sich für das schöne Geschenk und setzten ihren Weg fort. Dabei besahen sie die schönen Tücher und fragten sich, wer der Herr wohl sein möchte. Zu Hause angekommen, erzählten sie ihrem Vater von der Begegnung mit dem fremden Herrn und zeigten ihm die Halstücher, welche sie von ihm zum Geschenk erhalten hatten. Der Müller besah dieselben und freute sich selber darüber, denn so etwas Feines hatte er sein Lebtag noch nie gesehen. Drei Wochen waren verflossen, als der Herr in der Mühle erschien. Er wurde freundlich aufgenommen und auf das beste bewirtet. Alsbald machte er dem Müller den Antrag, er möchte eine seiner Töchter zur Frau haben. Wenn sie auch gut versorgt würde, wäre es ihm schon recht, meinte der Müller. Der fremde Herr erwiderte, an dem würde es nicht fehlen, er sei ein reicher Kaufmann. Der Müller begab sich zu seinen Töchtern und fragte sie, ob eine Lust habe, den fremden reichen Kaufmann zu heiraten. Die älteste sagte zu, und der Freier erhielt von ihr das Jawort.

»Aber«, sagte der Herr, »in vierzehn Tagen muß die Hochzeit sein!«

Der Müller wendete ein, das sei doch gar zu bald, die Tochter müsse doch eine Aussteuer haben und in so kurzer Zeit werde man damit nicht fertig werden.

»Eine Aussteuer ist bei mir nicht nötig, ich besitze alles, was wir brauchen, doppelt und dreifach«, erwiderte der Freier.

An dem zur Hochzeit bestimmten Tage fuhren drei Kutschen bei der Mühle vor, welchen der Bräutigam und seine Gefolgschaft entstiegen. Die Trauung wurde in dem nämlichen Pfarrort, wohin die Mühle gehörte, vollzogen. Hierauf begab sich die Hochzeitsgesellschaft in die Mühle zurück, um dort das Hochzeitsmahl einzunehmen, wobei es sehr festlich zuging. Nur zu bald rückte die Zeit der Trennung näher. Tiefes Weh erfüllte die Herzen der Zurückbleibenden, als die junge Frau die Kutsche bestieg und ihnen ein letztes Lebewohl sagte. Nach achttägiger Reise kam das Paar auf dem Wohnsitz des Bräutigams an. Es war ein schönes Schloß, und die Dienerschaft bereitete dem Schloßherrn und seiner jungen Gemahlin einen feierlichen Empfang. Der Raubritter, denn ein solcher war der Schloßherr, zeigte seiner jungen Gemahlin ihr Zimmer; da brauchte sie sich nur hinzusetzen, und wenn sie etwas wünschte, die Glocke auf dem Tische zu läuten, und führte sie in dem prächtig eingerichteten Schloß herum, wo alles strotzte von Seide und Samt und Gold und Silber. Endlich kamen sie zu einer eisernen Türe. Der Ritter wollte seine Gemahlin vorbeiführen, da fragte sie ihn: »Darf ich da nicht hinein?«

Er erwiderte, jedes Zimmer im ganzen Schloß stehe ihr zur Verfügung, nur diese eiserne Tür zu öffnen, sei ihr strengstens verboten.

Nach einiger Zeit beabsichtigte der Ritter, mit seinen Genossen einen Raubzug zu unternehmen. Zu seiner Frau sagte er, er habe auswärtige Geschäfte zu besorgen und müsse deshalb verreisen. Bevor er sich verabschiedete, übergab er ihr die Schlüssel des ganzen Schlosses, worunter sich auch der zur eisernen Tür befand, sowie ein farbiges Ei, das müsse sie gut aufbewahren und stets bei sich tragen, damit sie es ihm bei seiner Rückkehr unversehrt wieder zurückgeben könne. Kaum hatte der Ritter das Schloß verlassen, da dachte die Frau, sie möchte doch nachschauen, was denn die

verbotene Kammer enthielt. Sie konnte ihre Neugierde nicht bezwingen, ging hin und öffnete mit dem Schlüssel die eiserne Türe. Als sie in das Gemach hineinblickte, blieb sie vor Schreck wie gebannt stehen, das Ei fiel ihr aus der Hand und gerade in eine Blutlache, denn in der Kammer waren blutige Leichen. Zitternd hob sie das Ei auf, in welchem sie nun einen Blutegel bemerkte, und wollte es vom Blute reinigen; aber siehe, da verlor es alle Farbe. Die junge Frau harrete nun voll Angst und Sorge auf die Rückkehr ihres Eheherrn und der Dinge, die da kommen werden. Nach einigen Tagen erschien der Ritter auf dem Schloß, und das erste Wort war, als er in das Zimmer seiner Gemahlin trat: »Zeig mir das Ei!«

Mit zitternder Hand reichte sie es ihm hin. Der Ritter betrachtete es und fragte sie barsch: »Was hast du mit dem Ei gemacht?«

Weinend gestand die Frau, daß sie die Türe zu der ihr verbotenen Kammer geöffnet habe und ihr dann bei dem entsetzlichen Anblick vor Schreck das Ei zu Boden gefallen sei. Da sagte der Ritter: »Habe ich dir nicht streng verboten, die Türe zu öffnen? Gut, du wirst deinen Ungehorsam büßen!«

Er rief zwei Männer herbei und befahl ihnen, die Frau abzuführen und ihr das Haupt abzuschlagen.

Nach Verlauf eines Jahres ging der Ritter wieder zum Müller, aber durch das Tragen eines falschen Bartes unkenntlich gemacht, so daß niemand in der Mühle in ihm den Gatten der ältesten Tochter erkannte. Der Fremde erzählte dem Müller, sein Nachbar habe vor Jahresfrist eine Tochter aus der Mühle geheiratet, und da er selbst auch eine Frau möchte, habe ihm der Nachbar geraten: »Gehst bloß in die Mühle, da bekommst eine brave Frau.«

Der Müller sagte hierauf: »Es wär alles recht, aber wir wissen nicht, wie es meiner ältesten Tochter geht, seit sie fort ist, haben wir keine Nachricht von ihr und auch trotz aller Mühe nichts von ihr in Erfahrung gebracht«, er könne sich das nicht erklären und sei sehr besorgt um sie.

Der Freier aber sagte, der ältesten Tochter gehe es so gut, daß sie gar nicht mehr an zuhause denke.

»Wenn es wirklich so ist«, sagte der Müller, »will ich mit meinen Töchtern reden.«

Die Zweitälteste willigte ein, und bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert, worauf das neuvermählte Paar in die Heimat des Bräutigams abreiste.

Es erging jedoch der zweiten Tochter geradeso wie der ältesten, auch sie konnte ihrer Neugierde nicht Herr werden, machte die verbotene Tür auf und wurde nach Rückkehr des Ritters enthauptet.

Übers Jahr machte sich der Ritter abermals, durch Kleidung und falschen Bart unkenntlich gemacht, zum Müller und hielt um seine jüngste Tochter an. Es gelang ihm, auch die dritte Tochter zur Frau zu bekommen. Im Schloß angelangt, zeigte der Ritter seiner jungen Gemahlin all die Herrlichkeiten des ganzen Schlosses, welche alle für sie da seien. Als sie aber zu der eisernen Türe kamen und der Ritter sie nicht öffnete, sondern mit ihr vorbeiging, fragte die Frau, was denn in dem Gemache sei. Der Ritter antwortete: »Hüte dich, niemals diese Türe zu öffnen! Es sind wilde Tiere darin; das Gemach hat noch einen zweiten Eingang, von wo man ihnen das Futter reicht.«

Die Frau glaubte seinen Worten.

Eines schönen Abends, als das Ehepaar beisammensaß, teilte der Ritter seiner Gemahlin mit, er müsse am nächsten Morgen auswärtiger Geschäfte wegen verreisen. Sie bat ihn zärtlich, er möge nicht allzulange ausbleiben und recht bald wiederkehren. Andern tags, als er zur Reise gerüstet war, übergab er ihr die Schlüssel und das Ei mit der eindringlichen Mahnung, daß sie ihm dasselbe unversehen zurückgeben müsse und ja die eiserne Türe nicht öffne. In der Nacht träumte es der Frau, sie habe die eiserne Türe aufgemacht und da seien die zwei Köpfe ihrer Schwestern herausgekollet. Auf diesen schrecklichen Traum erwachte sie ganz verstört und bangen Herzens, so daß ihr fast die Sinne zu schwinden drohten. Sie griff nach der Glocke und läutete der Dienerin. Diese erschien und fragte erstaunt ihre Herrin, was sie so spät in der Nacht wünsche.

»Bringe mir ein frisches Wasser zu trinken!« befahl die Frau.

Die Dienerin brachte das Gewünschte.

»Nun kannst du dich wieder schlafen legen«, sagte die Schloßfrau, sie werde läuten, wenn sie etwas wünsche.

Die Dienerin entfernte sich und legte sich wieder zu Bett. Die Schloßfrau aber floh der Schlaf, der schwere Traum ließ ihr keine Ruhe mehr und sie sehnte sich nach dem Morgen. Endlich brach der Tag an. Gegen neun Uhr morgens, als ihr die Dienerin das Frühstück gebracht, ließ es ihr keine Ruhe mehr, sie wollte sich überzeugen, ob der Traum wahr oder ob in der Kammer wirklich wilde Tiere eingesperrt seien. Sie wickelte das Ei in weiche Wolle und legte es, damit ihm inzwischen ja nichts geschehe, unter die Bettdecke. Jetzt nahm sie den Schlüssel zur Hand, ging zu der eisernen Tür und öffnete sie. Auf den ersten Blick, den sie in das Gemach warf, sah die Schloßfrau die Köpfe ihrer beiden Schwestern. Vor Schreck über diesen Anblick wäre sie beinahe in Ohnmacht gefallen und wußte sich keinen Rat, was nun beginnen. Endlich hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie schloß die Tür, ging in ihr Zimmer und packte ihren Koffer aus. Dann holte sie die Köpfe ihrer Schwestern, legte sie unterhalb in den Koffer und die Kleidungsstücke darauf. Nun sperrte sie die eiserne Tür ab, verwahrte den Schlüssel und nahm das Ei wieder zur Hand. Niemand im Schloß hatte den Vorgang bemerkt. Eines schönen Tages kam der Schloßherr nach Hause und sein Erstes war, als er zur Tür hereintrat: »Nun, liebe Frau, wo hast du das Ei?«

»Hier ist es, schön unversehrt«, sagte sie lächelnd und reichte es ihm hin.

Den Ritter erfreute es über die Maßen, als er das unversehrte Ei sah. Alsbald rückte die Frau mit der Bitte heraus, er möchte sie für kurze Zeit nach Hause reisen lassen und sie dahin begleiten.

»Das will ich dir schon gewähren«, sagte er, »morgen werden wir reisen.«

Die Frau traf nun die Vorbereitungen zur Reise. Der Koffer, in dem sich die zwei Köpfe befanden, wurde rückwärts auf den Wagen geschnallt. Vor der Abreise äußerte jedoch der Ritter den Wunsch, er möchte noch zu den wilden Tieren schauen. Die Frau erschrak bis ins Herz hinein, konnte ihn aber mit Bitten und Betteln von seinem Vorhaben abhalten, so daß er sogleich mit ihr in die Kutsche stieg und die Reise in Begleitung zweier Diener antrat. In der Mühle angekommen, ließ die junge Frau ein großes

Mahl bereiten, wozu auf ihren Wunsch auch die Nachbarschaft eingeladen wurde. Während des Mahls trug die Frau selbst die Gerichte auf. Jedoch statt mit der letzten Speise trat sie mit den zwei Köpfen ihrer Schwestern vor die Versammelten. Erschrocken sprang der Ritter von seinem Sitze auf und war mit einem Satze beim Fenster draußen. Dort wurde er jedoch von den ihn bewachenden Männern gefangengenommen und mitsamt den zwei Dienern, welche ihn und die Frau begleitet hatten, dem Gerichte eingeliefert.

Volle acht Tage wurde die Mühle bewacht, ob sich nicht die anderen Mordgesellen dort blicken ließen; man konnte aber während dieser Zeit nichts Verdächtiges wahrnehmen. Endlich wurden die Spießgesellen des Ritters unruhig und befürchteten wohl, es könnte für den Schloßherrn etwas Schlimmes vorgefallen sein. Sie machten sich daher auf die Reise, um den Ritter in der Mühle aufzusuchen. Als die unheimlichen Gesellen dieselbe erreichten, war es ein Uhr nachts, und sie wähten alles in tiefem Schlafe. In der Mühle war ein sehr couragiertes Mädchen als Magd angestellt, und dieses hörte durch das geöffnete Fenster jedes Wort, das die Räuber zueinander sprachen.

»Halt«, ließ sich unten eine Stimme vernehmen, »da droben ist ein Fenster offen, da steigen wir hinein«; und gleich darauf hörte sie eine Leiter anlegen. Die Magd sprang aus dem Bett, nahm die Breitaxt, welche sie zu ihrer Verteidigung in der Kammer hatte, und stellte sich hiebbereit neben das Fenster. Nun erschien der erste im Fensterrahmen und versuchte, in die Kammer einzusteigen. Mit einem Hieb schlug sie ihm den Kopf ab, zog den Körper noch vollends herein und ließ ihn auf die Diele nieder.

»Bist drin?« fragte einer von unten.

»Ja«, antwortete mit verstellter Stimme die Magd.

Jetzt kletterte der zweite die Leiter hinauf und wollte in die Kammer. Sie schlug ihm gleichfalls den Kopf ab und zog den Körper herein. So machte sie es noch dreien der Räuber. Den sechsten brauchte sie nicht zu töten, sondern hatte ihn mit der Axt nur »geschirpft« (verwundet), so daß er rücklings über die Leiter hinab zur Erde fiel. Als der Tag anbrach, erschienen die Gerichtspersonen in

der Mühle. Die toten Räuber wurden begraben, und der Blessierte wurde in die Stadt befördert.

Der Ritter und seine noch lebenden Spießgesellen wurden für schuldig erkannt und enthauptet. Meine lieben Kinder, da gab's Köpfe!



So wird in Österreich erzählt.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder liebhat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: »Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.« Die Geißlein sagten: »Liebe Mutter, wir wollen uns schon in Acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.« Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: »Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.« Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. »Wir machen nicht auf«, riefen sie, »du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rau; du bist der Wolf.« Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: »Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.« Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: »Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf.«

Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: »Ich hab mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.« Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: »Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.« Der Müller dachte: »Der Wolf will einen betrügen«, und weigerte sich, aber der Wolf sprach: »Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich.« Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, das sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: »Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.« Die Geißerchen riefen: »Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist.« Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf.

Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschrecken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustür stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander beim Namen, aber niemand antwortete. Endlich als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: »Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.« Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat. Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte.

»Ach Gott«, dachte sie, »sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?« Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen.

Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechs heraus und waren noch alle am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpfen wie ein Schneider, der Hochzeit hält.

Die Alte aber sagte: »Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schläfe liegt.«

Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, soviel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfang zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rasselten. Da rief er: »Was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum? Ich meinte, es wären sechs Geißlein, So sind's lauter Wackerstein.«

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: »Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!«, und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.



So erzählen uns die Brüder Grimm.

Ahmeds Glück

In früheren Zeiten lebte ein Lastträger mit Namen Ahmed. Die Bürde des Alters und die Mühsale des Lebens lasteten auf seinen harten Schultern; sie hatten ihn gebeugt und gekrümmt. Unter tausenderlei Mühsalen und Beschwerden hatte er doch einige Piaster zusammengebracht. Aber dieses Geld verbürgte ihm keinen sicheren Lebensunterhalt auf Lebenszeit. Daher wollte er irgendwie um eines Bissens Brot willen wiederum arbeiten, sich abmühen und abschuffen. Ja, um eines Bissens Brot willen wollte er wieder mit dem Leben kämpfen und sich daran klammern.

Zu jedem Kampf und Streit gehört neben der Kraft auch das Rüstzeug. Das wußte Ahmed. Er brauchte etwas, was er am besten und nützlichsten mit dem Geld, wofür er sich halbtot gearbeitet hatte, tun konnte, nämlich einen neuen, schönen Traguntersatz für Lasten, der ihm seinen Lebensunterhalt sicherstellen sollte, ohne seine alten Schultern und sein knöchiges Rückgrat zu schädigen.

Eines Tages nahm er das bißchen Geld, das in dieser vergänglichen Welt sein ganzer Besitz war, aus seinem Aufbewahrungsort, steckte es in seinen Gürtel und begab sich zum Basar. Dort kaufte er sich den besten Traguntersatz, den er finden konnte, der ihm für das Lasttragen am zweckmäßigsten schien und der ihn am wenigsten ermüden würde.

Die Stadt, in der er wohnte, lag vom Marktplatz weit entfernt. Geld gibt den alten Leuten Kraft. Unser armer Ahmed hatte sich nun einen Traguntersatz gekauft, aber er hatte auch sein Geld, das er wie seinen Augapfel liebte, dafür geopfert. Damit hatte er seine materielle Kraft verloren. Nun war er sehr müde. Überhaupt hatte ihn die Hitze des Tages so sehr erschlaft und geschwächt, daß er es nicht ertragen konnte. Am Ufer eines Baches streckte er sich unter einer schönen Platane nieder, die grüne Schatten über den Boden verbreitete, und sank in Schlaf.

Wie lange hatte Ahmed schon geschlafen! Aber er konnte seinen Schlaf nicht bezwingen. Da weckte ihn ein weißbärtiger, alter Der-

wisch mit lichtigem Antlitz aus diesem tiefen Schlaf. Sofort sprang Ahmed auf. Gegenüber dem hehren Wesen des Derwisch verspürte er in sich eine gewisse Angst, und in seinem Herzen fühlte er für den ehrwürdigen, engelgleichen Alten eine Verehrung.

Der Derwisch sprach zu Ahmed: »Mein Sohn, fürchte dich nicht! Ich bin dein Erretter. Ich weiß, die Zeit deines Lebens ging in Mühe und Elend dahin. Doch nun vergiß alles! Von nun an hat sich die Pforte des ewigen Glücks vor dir aufgetan. Auf, brich deine Bande zur Vergangenheit und folge mir! Verbringe den Rest deines Lebens von dreieinhalb Tagen in völliger Ruhe und Behaglichkeit! Vertrau meinen Worten und folge mir!«

Ahmed war ein bewegliches, aber unempfindsames Wesen. Er machte ein paar Schritte zum Derwisch hin, aber aus einem natürlichen Antrieb kehrte er wieder um. Er bückte sich, um seinen Traguntersatz, den er gerade gekauft hatte, aufzubürden. Als der ehrwürdige Mann das sah, sprach er mit einem Lächeln auf den Lippen: »Ahmed, was machst du denn da? Achtest du denn einen armseligen Traguntersatz höher als meine Worte und Vorschläge? Folge mir, dann wirst du erkennen, was Glück und Reichtum bedeuten.«

Ahmed antwortete in einem verzweiflungsvollen Lachen: »Ich bin alt, bin gebrechlich und schwach. Was mich betrifft, wie kann denn Reichtum, Geld und Gold dem Menschen Glück verleihen? Ehrwürdiger Greis, Ihr vergeßt wahrscheinlich, daß die Jugend das höchste Glück in dieser Welt ist.«

»Na, Ahmed, willst du denn gar nicht einsehen, was du sagst? Was alles kann Gottes, des Erhabenen, Kraft und Macht nicht vollbringen? Der liebe Gott, der mich zu dir sandte, schenkt dir gewiß auch Jugend. Wenn du es wünschst, will ich es dir beweisen.«

Bei diesen Worten sprach er ein Gebet. Diesmal war Ahmed wirklich in völlige Verwirrung geraten. Er betete zu Gott dem Allmächtigen und warf sich dem ehrwürdigen Alten in tiefer Ehrfurcht zu Füßen. In der Tat war Ahmed wieder jung und schön geworden. Sein gekrümmtes Kreuz war gerade geworden, und in seinen erstarrten Adern begann nun heißes Jünglingsblut zu rin-
nen. Schließlich wandte sich der Derwisch an Ahmed und sprach

voller Güte: »Hast du's nun erfahren, mein Sohn? Willst du mir nunmehr folgen?«

Ahmed wollte diesem ehrwürdigen, gütigen Greis folgen und mit ihm gehen, wohin es auch immer sei. Seinen geliebten Traguntersatz hatte er schon längst vergessen.

Sie hatten eine lange, eine sehr lange Strecke zurückgelegt. Ahmed, der früher nach einem Marsch von zehn Minuten schon zitterte, spürte in seinen alten, gebrechlichen Beinen keine Ermüdung, und sein altersschwacher Körper zeigte keine Spur von Erschlaffung.

Der ehrwürdige Alte, Ahmeds Retter, Führer, Lebensspender und Glücksbringer, machte halt, drehte sich um und gab Ahmed zwei Beutel: »Wohlan, führe jeden meiner Befehle wortwörtlich aus, damit du zum Glück gelangst. Geduld und Ausdauer bewirken Heil und Rettung. Feigheit aber bringt in jeder Lebenslage Unheil.« Bei diesen festen und starken Worten zitterte Ahmed wie Espenlaub. Früher hatte er ja schon versprochen, die Worte des Derwischs genau auszuführen. Sie gingen noch etwas weiter. Der Meister verrichtete ein Gebet. Mit einem Donner, als ob der Jüngste Tag anbräche, stürzte ein riesengroßer Felsblock zur Erde. Vor ihnen tat sich da ein prächtiges Tor auf.

Der Meister schloß mit einem kleinen Schlüssel aus Gold, den er in der Hand hatte, das mächtige Tor auf. Jetzt befanden sie sich in einem prunkvoll geschmückten, gewaltigen und gleichzeitig majestätischen Saal. Sie stiegen eine Treppe mit vierzig Stufen an ihrer rechten Seite hinab und stießen dann auf ein zweites Tor, das noch reicher als das erste geschmückt und noch fester war. Der Meister öffnete auch dieses mit dem goldenen Schlüssel in seiner Hand, indem er ein Gebet sprach. Diesmal gelangten sie in einen Saal, der so geräumig wie der vorherige war, der aber den ersten an Pracht und Prunk und gleichzeitig an Herrlichkeit bei weitem übertraf. Kaum hatten sie diesen Saal betreten, da stürzten sich ungefähr vierzig furchtbar wilde Löwen mit ihren blutgierigen Zähnen, ihren todbringenden Pranken und ihren giftigen Krallen auf sie. Der Derwisch befahl: »Ahmed, wirf einen Stein aus dem grünen Beutel!« Ahmed tat so. Diese schrecklichen und blutgierigen Tiere blieben wie versteinert an der Stelle stehen, wo sie sich gerade befanden.

Schließlich schritten sie durch vierzig Säle, die einander an Herrlichkeit, Zierde, Pracht und Prunk übertrafen. Dann stiegen sie noch vierzig Treppen hinab, von denen die eine noch furchtbarer war als die andere. In allen vierzig Sälen versteinerten sie durch Steine aus dem grünen Beutel die vierzig Löwen, von denen einer wutschnaubender war als der andere, und traten in einen Saal ein, wie man seinesgleichen an Reichtum, Zierde, Pracht und Herrlichkeit auf der Welt nicht antreffen kann.

Der Saal war sehr geräumig, äußerst schmuckvoll und prächtig und von verschwenderischem Prunk. Millionen Lampen, die verschiedenfarbige Lichter ausstrahlten, verbreiteten in diesem Raum eine erhabene, herrliche Helligkeit. Mitten im Saal befand sich ein äußerst herrlicher und prächtiger Thron. Auf diesem Thron saß ein unvergleichlich schönes Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, mit goldenem Haar und smaragdenen Augen, würdig, Königin der Schönheit und Anmut genannt zu werden.

Als das Mädchen sah, daß diese Fremdlinge, die sogar den vierzig Löwen in den vierzig Sälen entkommen waren, sie besuchen kamen, geriet sie in Verwirrung und begann vor Furcht zu zittern. In flehentlicher Weise und mit bemitleidenswerter Stimme konnte sie nur folgende Worte hervorbringen: »Was wollt ihr? Habt ihr es auf meinen Reichtum und Besitz abgesehen? Oder trachtet ihr nach meinem Leben? Laßt mir mein Leben! Meine Krone und mein Thron, das alles sei euer!«

Mit diesen Worten nahm sie ihre mit kostbaren Steinen geschmückte Krone ab und warf sie beiseite, ja sogar ihre Armreifen, Halsketten, kurz all ihren Schmuck warf sie der Reihe nach von sich. Sie verließ den Thron und versuchte zu fliehen, wobei sie sehr sorgfältig ihre rechte Hand auf ihrem Herzen verbarg.

Doch der ehrwürdige Greis gab diesem feenhaften Mädchen keine Gelegenheit zur Flucht. Er stürzte sich sofort auf sie, griff nach ihrer rechten Hand, wo er ihr den mit einem taubeneigroßen Brillanten besetzten Ring vom Finger zog. Das arme Mädchen stürzte ohnmächtig und besinnungslos nieder.

Audi Ahmed zitterte. Diese außergewöhnlichen Vorgänge waren ihm sehr auf die Nerven gegangen. Er dachte darüber nach, was

sich ereignet hatte und wohin er gekommen war, aber er konnte es überhaupt nicht begreifen. Der Derwisch bemerkte, daß Ahmeds Standhaftigkeit erschüttert war. Mit kräftiger Stimme, die dem Gebrüll eines Löwen glich, schrie er: »Ahmed! Feigheit bringt Unglück. Bis hierher, dann gehen wir wieder. Los!«

Der arme Ahmed begann dem Derwisch blindlings zu folgen. Der Derwisch kam vor eine goldene Tür, die mit Elfenbeinschnitzereien und Diamanten, mit Brillanten und Juwelen geschmückt war. Wie früher sprach er ein Gebet und berührte mit dem Ring, den er dem Mädchen vom Finger gezogen hatte, die Tür an einer Stelle. Sogleich tat sich ein Schlüsselloch auf. Mit dem goldenen Schlüssel, mit dem er die anderen Türen geöffnet hatte, schloß er auch diese Tür auf.

Sie kamen in ein Zimmer, das zwar im Verhältnis zu den ersten etwas kleiner war, dessen vier Wände aber mit Stahlplatten bedeckt und dessen Decke und Boden aus dickem Marmor verfertigt waren. In seiner Mitte befand sich ein großartiger Schatz. Nun sprach der Derwisch zu Ahmed: »Nun bist du jung und schön. Um vollkommenes Glück zu erlangen, fehlt dir noch der Reichtum. Nimm dir soviel, wie du willst.«

Sicher hatte Ahmed schon früher erfahren, was Jugend ist. Aber er hatte auch gewußt, wie schmerzlich und tödend seine Jugend war, die er in Elend und Armut verbracht hatte. Weil er an der früheren Jugend Rache nehmen wollte und um seine jetzige zu genießen, bedurfte er des Reichtums. Daher belud er sich mit den kostbarsten Steinen und seltensten Diamanten, soviel er nur tragen konnte. Währenddessen erinnerte er sich seines Lebens als Lastträger. Wie leidvoll war das doch! Für einen Kupfergroschen hundert, ja ganze hundert Okka übelriechende Zwiebeln vom Marktplatz ins Dorf zu schleppen, ach, das war unerträglich!

Bei diesen Überlegungen drang ihm die Löwenstimme des Derwischs wieder in die Ohren: »Ahmed, nicht grübeln! Die Zeit vergeht! Los, komm zu mir!«

Ahmed ging hinaus, der Derwisch schloß behutsam die Tür und steckte den Ring, den er sich vorher gewaltsam angeeignet hatte, dem Mädchen wieder an den Finger. Nach einem tiefen

Seufzer und bitterem Schluchzen erwachte das Mädchen. Sogleich schloß der Derwisch die Tür. Im ersten Saal befahl er Ahmed, einen Stein aus dem roten Beutel zu werfen. Ahmed führte den Befehl aus. So retteten sie sich vor den wilden Löwen und schritten durch die vierzig Türen. Schließlich gelangten sie an die Oberwelt. Der Derwisch sprach noch ein Gebet und der gewaltige Felsblock kam wieder an seine alte Stelle. Dann suchte Ahmed überall den Derwisch; aber er war den Augen entschwunden. Ein bißchen suchte er ihn noch, aber es war unmöglich, ihn zu finden. Aber was kümmerte das Ahmed. Er war ja nun jung und schön und reich! Nunmehr wird er das Mittel suchen, um glücklich zu werden.

Ahmed sah sein Glück in weiten Reisen. Er ließ sich ein prächtiges Schiff bauen, dessen Segel aus Atlas, dessen Rumpf aus Aloeholz, dessen Türen aus Elfenbein, dessen Anker aus Silber, dessen Ketten aus Gold und dessen Türklinken aus Brillanten waren. Er vervollständigte die Schiffsbesatzung mit vierzig Seeleuten, die er aus erfahrenen und geschickten Männern ausgewählt hatte. Nach unbekannter Richtung setzten sie die Segel.

Am vierzigsten Tag seiner Reise warf das Schiff vor einer großen Stadt Anker. Die Bevölkerung dieser Stadt hatte in ihrem ganzen Leben noch kein so prunkvolles und herrliches Schiff gesehen. Alle waren erstaunt. Die Beamten jenes Landes gaben dem Padschah darüber Bescheid. Der Padschah ließ sofort eine Barke herrichten und fuhr zu dem Schiff unseres Ahmed. Als Willkommensgruß wurden von der Festung 101 Kanonenschüsse abgefeuert.

Mit höchster Achtung empfing Ahmed den Padschah und sagte, daß er selbst der Sohn des Padschahs von Istanbul sei und sich in Verkleidung auf die Reise begeben habe. Auf seine Frage, wo er sich befände und wer der Herrscher sei, der ihm solche Zeichen der Ehrerbietung erweise, erhielt er die Antwort, daß dieses das Land Jemen und der Besucher der Herrscher von Jemen sei. Der Padschah von Jemen lud Ahmed an jenem Abend zu einem Gastmahl ein.

Ahmed war jung und schön und reich. Der Padschah hielt Ahmed für den Sohn des Padschahs von Istanbul. Da er selbst eine Tochter in heiratsfähigem Alter hatte, wie sollte er je einen solchen Schwiegersohn finden? Auch das Mädchen war sehr schön. Ahmed

liebte die Prinzessin und die Prinzessin liebte Ahmed. Mit der Einwilligung des Padischahs vermählten sie sich miteinander. Vierzig Tage und vierzig Nächte wurden Hochzeitsfeierlichkeiten und Freudenfeste abgehalten.

Nun war Ahmed glücklich und hatte sogar die höchste Stufe der Glückseligkeit erreicht. Er dankte Gott und pries immer wieder den Derwisch.

Eines Tages ging er mit der Prinzessin spazieren. Die Prinzessin äußerte den Wunsch, auf dem Meer zu fahren. Ahmed befahl sogleich, das berühmte Schiff bereitzustellen. Beide stiegen ein und stachen in See.

Nach einer Weile erhob sich ein furchtbarer Sturm. Das Meer schäumte, die Wogen gingen hoch. Ahmed konnte das nicht ertragen. Die Prinzessin legte ihn zärtlich auf ihr Knie, und Ahmed war eine Weile bewußtlos. Darauf begann die Prinzessin, ihm mit Wohlgerüchen vermishtes und erquickendes Wasser auf das Antlitz zu sprengen, um ihn wieder zu sich zu bringen. Ahmed kam wieder zu sich. Aber ach! Um ihn herum waren weder Prinzessin noch Dienerinnen noch das Schiff noch die Seeleute.

Der Platz, wo er geschlafen hatte, war kein Schiff, es war der Fuß eines grünen, schattigen Baumes am Ufer eines Baches. Sein Kissen war nicht das Knie der Prinzessin, es war sein knirschender, neuer Traguntersatz; womit sein Gesicht besprengt wurde, war kein mit Wohlgerüchen vermishtes, erquickendes Wasser, sondern es waren einige Tropfen des Regens, der gerade einzusetzen begann.

Ahmed erhob sich. Jugend, Kraft, Reichtum, Glück, alles war dahin. Mit einem verächtlichen Lächeln auf seinen Lippen nahm er den neuen Traguntersatz auf seinen gekrümmten Rücken und ging schweren Schrittes zu seiner Hütte im Dorf. Auch der Himmel schien wegen seines Zustandes und wegen des bitteren Erwachens zu trauern. Ahmed weinte leise vor sich hin und vergoß bittere Tränen.



So wird in der Türkei erzählt.

Der unterirdische Nachbar

*E*s war einmal ein Bauer, der wohnte in Telemarken und hatte einen großen Hof, aber er hatte nur Mißwachs und Unglück mit seinem Vieh, und zuletzt kam er um Haus und Hof. Es blieb ihm fast nichts mehr, und um das wenige kaufte er sich ein Fleckchen Land, das ganz abseits lag, weit weg von der Stadt, im wilden Wald und in der Einöde. Eines Tages begegnete er einem Mann.

»Guten Tag, Nachbar«, sagte der Mann.

»Guten Tag«, sagte der Bauer, »ich meinte, ich sei allein hier; bist du mein Nachbar?«

»Da siehst du meinen Hof«, sagte der Mann, »er ist gar nicht weit von dem deinigen.« Und da lag ein Hof, wie er noch nie einen gesehen hatte, schön und stattlich und gut im Stand. Nun merkte er wohl, daß das einer von den Unterirdischen war, aber er fürchtete sich nicht; er lud den Nachbarn ein, sein Bier zu versuchen, und der Nachbar ließ sich's wohl schmecken.

»Hör einmal«, sagte der Nachbar, »ein Ding solltest du mir zu Gefallen tun.«

»Laß mich zuerst hören, was das ist«, sagte der Bauer.

»Du mußt deinen Kuhstall verlegen, denn er steht mir im Weg«, gab er dem Bauern zur Antwort.

»Nein, das tu ich nicht«, sagte der Bauer. »Im Sommer erst hab ich ihn neu gebaut, und nun geht es gegen den Winter. Was soll ich denn dann mit meinem Vieh machen?«

»Ja, tu nur, wie du willst, aber wenn du ihn nicht niederreißest, so wird dich's noch gereuen«, sagte der Nachbar. Und damit ging er.

Der Mann wußte nicht, was er tun sollte. Daß er sich gegen die Winternacht hin daranmachen sollte, den Stall niederzureißen, das schien ihm ganz unsinnig, und Hilfe hatte er auch fast keine.

Eines Tages, als er im Stall stand, sank er in den Boden hinein. Da unten, wo er hinkam, war es unerhört schön. Alles war aus Gold und Silber. Da kam auch der Mann, der sagte, er sei sein Nachbar, und hieß ihn niedersitzen. Nach einer Weile wurden Speisen auf

silberner Platte und Bier in silbernem Krüge hereingetragen, und der Nachbar lud ihn ein, sich an den Tisch zu setzen und zu essen. Der Bauer wagte keinen Widerspruch und ließ sich am Tisch nieder, aber gerade als er mit dem Löffel in die Schüssel langen wollte, fiel von der Decke etwas herunter ins Essen, so daß ihm der Appetit verging. »Jawohl«, sagte der Mann aus dem Berg, »da kannst du sehen, was deine Kühe uns schenken. Wir können nie in Ruhe essen, denn sobald wir uns zu Tisch setzen, fällt Unrat herunter, und wenn wir auch noch so hungrig sind, so vergeht uns der Appetit, und wir können nicht essen. Aber wenn du mir den Gefallen tun willst, den Stall zu verlegen, so soll es dir niemals an Futter und guten Ernten fehlen, und wenn du noch so alt wirst. Wenn du aber nicht willst, so sollst du nichts als Mißwachs haben, solange du lebst.«

Als der Mann das hörte, ging er schleunigst daran, seinen Stall niederzureißen und an einem andern Platz wiederaufzubauen. Aber er mußte nicht allein bauen, denn zur Nacht, wenn alles schlief, wuchs der Bau ebenso wie am Tag, und er merkte wohl, daß der Nachbar ihm half.

Er bereute es auch später nicht, denn er hatte Futter und Korn genug, und sein Vieh gedieh schön. Einmal war ein schlimmes Jahr, und das Futter war so knapp, daß er mit dem Gedanken umging, seinen halben Viehstand zu schlachten oder zu verkaufen. Aber eines Morgens, als die Kuhmagd in den Stall kam, war der Hütehund fort und mit ihm alle Kühe und das ganze Jungvieh. Sie fing an zu weinen und sagte es dem Bauern. Aber der dachte bei sich selbst, das werde wohl der Nachbar sein, der die Tiere auf die Weide genommen habe. Und das war auch so, denn gegen den Frühling, als es grün wurde im Wald, da sah er eines Tages den Herdenhund bellend und springend am Waldrand daherkommen, und hinter ihm kamen alle Kühe und alles Jungvieh, und die ganze Herde war so blank, daß es eine Freude war, sie anzusehen.



So wird in Norwegen erzählt.

Ali Baba und die vierzig Räuber

Sobald die Sultanin Schehersad von ihrer wachsamem Schwester Dinarsad geweckt worden war, erzählte sie ihrem Gemahl, dem Sultan von Indien, folgende Geschichte:

»Mächtiger Sultan!«, begann sie. »In einer Stadt Persiens an den Grenzen deines Reichs lebten zwei Brüder, von denen der eine Casim, der andere Ali Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen und sie dieses Wenige gleichmäßig unter sich verteilt hatten, so sollte man denken, ihre äußeren Umstände müssen ziemlich gleich gewesen sein; allein der Zufall wollte es anders.

Casim heiratete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit eine wohlausgestattete Bude, ein reich angefülltes Warenlager und eine Menge liegender Güter erbt, so daß er auf einmal ein wohlhabender Mann und einer der reichsten Leute in der Stadt wurde.

Ali Baba dagegen heiratete eine Frau, die ebenso arm war als er selbst, wohnte sehr ärmlich und hatte keinen andern Erwerb, um sich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu verschaffen, als daß er in einem nahen Walde Holz fällt, das er dann auf drei Eseln, seinem einzigen Besitztum, in die Stadt brachte und verkaufte.

Eines Tages, als Ali Baba wieder im Walde war und eben Holz genug gefällt hatte, um seine Esel damit zu beladen, sah er auf einmal in der Ferne eine gewaltige Staubwolke aufsteigen, die sich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er war. Er blickte sehr aufmerksam nach ihr hin und erkannte bald, daß es eine zahlreiche Reiterschar war, die raschen Schrittes herankam.

Obgleich man in der Gegend nichts von Räubern sprach, so kam Ali Baba doch auf den Gedanken, diese Reiter könnten dergleichen sein, und beschloß daher, seine Esel ihrem Schicksale zu überlassen und nur seine eigene Person zu retten. Er stieg also auf einen Baum, dessen Äste zwar nicht hoch, aber außerordentlich dicht belaubt waren, und nahm darauf mit um so größerer Zuversicht seinen Posten ein, als er von da aus alles sehen konnte, was

unten vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Der Baum stand am Fuße eines von allen Seiten vereinzelt Felsens, der viel höher als der Baum und so steil war, daß man auf keine Weise hinaufsteigen konnte.

Die Reiter, sämtlich große und stattliche Leute und sowohl mit Waffen als Pferden sehr gut versehen, stiegen an dem Felsen ab, und Ali Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte nach ihren Gesichtern und ihren ganzen Anzügen nicht mehr zweifeln, daß es Räuber seien. Er täuschte sich auch nicht; es waren wirklich Räuber, die aber die Umgegend nicht im mindesten beunruhigten, sondern ihr Geschäft in weiter Ferne trieben und hier bloß ihren Sammelplatz hatten. Er wurde in seiner Meinung bestärkt, als er sie weiter beobachtete.

Jeder von den Reitern zäumte sein Pferd ab, band es an, warf ihm einen Sack voll Gerste, den er hinter sich gehabt hatte, über den Kopf und packte dann seine Reisetasche ab. Die meisten derselben schienen Ali Baba so schwer, daß er schloß, sie müssen voll Gold und Silber sein.

Der stattlichste der Räuber, den Ali Baba für ihren Hauptmann hielt, näherte sich ebenfalls mit seiner Reisetasche auf der Schulter dem Felsen, der dicht an dem großen Baume war, wohin Ali Baba sich geflüchtet hatte, und nachdem er sich durch einige Sträucher den Weg gebahnt, sprach er die Worte: ›Sesam, öffne dich!‹ so laut und deutlich, daß Ali Baba sie hörte. Kaum hatte der Räuberhauptmann diese Worte ausgesprochen, so öffnete sich eine Türe, durch die er alle seine Leute vor sich her eintreten ließ; er selbst ging zuletzt hinein und die Türe schloß sich wieder.

Die Räuber blieben lange in dem Felsen, und Ali Baba mußte geduldig auf dem Baume bleiben und warten; denn er fürchtete, es möchten einzelne oder auch alle zusammen in dem Augenblick, wo er seinen Posten verlassen und fliehen wollte, herauskommen. Gleichwohl geriet er in Versuchung, herabzusteigen, sich zweier Pferde zu bemächtigen, auf das eine zu sitzen, das andere am Zügel nebenher zu führen, und so, indem er seine drei Esel vor sich hertrieb, in die Stadt zu reiten; doch war dieses Unternehmen zu gewagt, und er beschloß daher, den sicheren Teil zu ergreifen.

Endlich öffnete sich die Türe wieder, die vierzig Räuber traten heraus und der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen war, war jetzt der erste, der herauskam und die übrigen alle an sich vorbeiziehen ließ. Ali Baba hörte, daß auf seine Worte: ›Sesam, schließe dich!‹ die Türe sich wieder schloß. Jeder kehrte zu seinem Pferde zurück, zäumte es, band seine Tasche über den Sattel und schwang sich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich sah, daß sie alle zum Ritte gerüstet waren, so stellte er sich an ihre Spitze und schlug denselben Weg ein, auf dem sie gekommen waren.

Ali Baba stieg nicht sogleich vom Baume herab. ›Sie könnten, sprach er bei sich selbst, ›etwas vergessen haben, das sie wieder umzukehren nötigte und dann würden sie mich ertappen.‹ Er verfolgte sie mit den Augen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und stieg zur größeren Sicherheit erst lange nachher herab. Da er die Worte, kraft derer der Räuberhauptmann die Türe geöffnet und wieder verschlossen, wohl in seinem Gedächtnisse behalten hatte, so wandelte ihn die Lust an, einen Versuch zu machen, ob sie vielleicht dieselbe Wirkung haben würden, wenn er sie ausspräche. Er drängte sich daher durch das Gesträuch, fand die Türe, die von demselben verdeckt war, stellte sich vor sie hin, sprach die Worte: ›Sesam, öffne dich!‹ und siehe da, im Augenblick sprang die Tür angelweit auf.

Ali Baba hatte einen dunklen und finstern Ort erwartet, aber wie groß war sein Erstaunen, als er das Innere des Felsens sehr hell, weit und geräumig und von Menschenhänden zu einem hohen Gewölbe ausgehöhlt sah, das von oben herab durch eine künstlich angebrachte Öffnung sein Licht empfing. Er erblickte hier große Mundvorräte, Ballen von köstlichen Kaufmannswaren, Seidenstoffen und Brokat, besonders auch wertvolle Teppiche, haufenweise aufgetürmt; was ihn aber am meisten anzog, war eine Masse geprägtes Gold und Silber, das teils in Haufen aufgeschüttet, teils in ledernen Säcken oder Beuteln immer einer nach dem andern dalag. Bei diesem Anblick kam es ihm vor, als ob diese Felsenhöhle nicht erst seit einer Reihe von Jahren, sondern schon seit Jahrhunderten fortwährend Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müsse.

Ali Baba besann sich nicht lange, was er hier tun sollte; er trat in die Höhle, und sobald er darin war, schloß sich die Türe wieder; doch beunruhigte ihn das nicht, denn er wußte ja das Geheimnis, sie zu öffnen. Mit dem Silbergelde gab er sich nicht lange ab, sondern machte sich nur an das gemünzte Gold und besonders an das, was in den Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er tragen und seinen drei Eseln, die sich indes zerstreut hatten, aufladen konnte. Als er sie wieder an dem Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese zu verbergen, legte er Holz obendrauf, so daß niemand etwas davon merken konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Türe, und kaum hatte er die Worte: ›Sesam, schließe dich!‹ ausgesprochen, so schloß sie sich auch wieder; sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selbst geschlossen und war jedesmal, wenn er herauskam, offen geblieben.

Ali Baba nahm nun seinen Weg nach der Stadt zurück, und als er vor seinem Hause anlangte, trieb er seine Esel in einen kleinen Hof, dessen Türe er sorgfältig hinter sich zuschloß. Hierauf lud er das wenige Holz, das seinen Schatz bedeckte, ab, trug die Säcke in sein Haus und legte sie vor seiner Frau, die auf dem Sofa saß, auf den Tisch.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und als sie merkte, daß sie voll Gold waren, meinte sie, ihr Mann habe sie gestohlen. Wie er nun alle hereingebracht hatte, konnte sie nicht umhin, zu ihm zu sagen: ›Ali Baba, solltest du gottverlassen sein, um ...‹ Ali Baba unterbrach sie mit den Worten: ›Sei ruhig, liebes Weib, und mach dir keine Sorge darob, ich bin kein Dieb, denn ich habe dies alles nur Dieben genommen. Du wirst deine schlechte Meinung von mir bald abgeben, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde.‹ Er schüttete die Säcke aus, die einen großen Haufen Goldes ausmachten, so daß seine Frau ganz geblendet wurde; hierauf erzählte er ihr die Geschichte vom Anfang bis zum Ende und empfahl ihr dann vor allen Dingen, die Sache geheim zu halten.

Als die Frau sich von ihrem Erstaunen und Schrecken wieder erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen widerfahren, und wollte den ganzen Goldhaufen, der vor ihr

lag, Stück für Stück zählen. ›Liebe Frau‹, sagte Ali Baba zu ihr, ›du bist nicht gescheit. Was fällt dir da ein? Du würdest nie mit dem Zählen fertig werden. Ich will eine Grube machen und es dahinein vergraben; wir haben keine Zeit zu verlieren.‹ – ›Es wäre doch gut, antwortete die Frau, ›wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wieviel es ist. Ich will in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen und es damit messen, während du die Grube machst.‹ – ›Liebe Frau‹, sagte Ali Baba darauf, ›dies würde uns zu nichts nützen und ich rate dir, laß davon ab. Du kannst übrigens tun, was du willst, aber vergiß nur nicht, die Sache verschwiegen zu halten.‹

Um ihr Gelüste zu befriedigen, ging Ali Babas Frau fort und zu ihrem Schwager Casim, der nicht weit von ihr wohnte. Casim war nicht zu Hause und sie wandte sich daher an seine Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen. Die Schwägerin fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wolle, und Ali Babas Frau bat sich ein kleines aus. ›Recht gerne‹, antwortete die Schwägerin, ›warte nur ein wenig, ich will es dir sogleich bringen.‹

Die Schwägerin holte das Maß; da sie aber Ali Babas Armut kannte, so war sie neugierig zu erfahren, was für Getreide seine Frau damit messen wolle, und kam daher auf den Gedanken, unten an das Maß unvermerkt etwas Talg zu kleben. Darauf kam sie zurück, überreichte Ali Babas Frau das Maß und entschuldigte sich wegen ihres Ausbleibens, indem sie es lange habe suchen müssen.

Als Ali Babas Frau nach Hause zurückkam, stellte sie das Maß auf den Goldhaufen, füllte es an und leerte es in einiger Entfernung davon auf dem Sofa. Als sie nun alles gemessen hatte, war sie sehr zufrieden mit der ansehnlichen Zahl der Maße und teilte es ihrem Manne mit, der soeben die Grube vollendet hatte.

Während Ali Baba das Geld vergrub, trug seine Frau, um ihrer Schwägerin ihre Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zu zeigen, das Maß zurück, hatte aber nicht bemerkt, daß ein Goldstück unten noch daran klebte. ›Liebe Schwägerin‹, sagte sie zu ihr, als sie es zurückgab, ›du siehst, daß ich dein Maß nicht zu lange behalten habe; ich bin dir sehr verbunden dafür; hier hast du es wieder.‹

Kaum hatte Ali Babas Frau ihr den Rücken gekehrt, als Casims Frau das Maß von unten besah, und man kann ihr Erstaunen den-

ken, als sie das am Boden klebende Goldstück fand. Alsbald fuhr der Satan des Neides in ihr Herz. ›Wie!‹ sagte sie. ›Ali Baba hat das Gold maßweise, woher mag es wohl der Elende genommen haben?‹ Casim, ihr Mann, war, wie gesagt, nicht zu Hause, sondern in seiner Bude, von wo er erst auf den Abend zurückerwartet wurde. Die Zeit bis zu seiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, denn sie brannte vor Ungeduld, ihm die große Nachricht mitzuteilen, die für ihn ebenso überraschend sein mußte wie für sie.

Als Casim nach Hause kam, sagte seine Frau zu ihm: ›Du glaubst, ein reicher Mann zu sein, Casim, allein, du täuschest dich: Ali Baba ist tausendmal reicher als du; er kann sein Gold nicht zählen, sondern muß es messen.‹ Casim verlangte eine Erklärung dieses Rätsels, und sie erzählte ihm, wie schlaue sie auf die Entdeckung gekommen sei; zugleich zeigte sie ihm das Goldstück, das unten am Boden kleben geblieben war; es war so alt, daß der Name des Fürsten, der es hatte prägen lassen, ihnen unbekannt war.

Statt sich über das Glück des bisher so armen Bruders herzlich zu freuen, empfand Casim eine Eifersucht, die ihm keine Ruhe mehr ließ. Er konnte beinahe die ganze Nacht darüber nicht schlafen, und am andern Morgen ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm. Da er seit seiner Verheiratung mit der reichen Witwe ihn nicht mehr als seinen Bruder ansah und diesen Namen ganz vergessen hatte, so redete er ihn auch jetzt also an: ›Ali Baba, du bist sehr zurückhaltend in deinen Angelegenheiten. Du spielst den Armen, den Notleidenden, den Bettler, und missest das Gold in Maßen.‹

›Lieber Bruder,‹ antwortete Ali Baba, ›ich weiß nicht, was du da sagen willst; erkläre dich deutlicher.‹ – ›Verstell dich nicht so,‹ antwortete Casim, und indem er ihm das Gold zeigte, das seine Frau ihm gegeben hatte, fügte er hinzu: ›Wieviel hast du solche Goldstücke? Meine Frau hat dieses hier unten an dem Maße gefunden, das die deinige gestern von ihr borgte.‹

Aus dieser Rede erkannte Ali Baba, daß infolge des Eigensinns seiner Frau Casim und dessen Weib bereits die Sache wußten, deren Geheimhaltung ihm so wichtig war. Allein der Fehler war einmal gemacht, und man konnte ihm nicht abhelfen. Ohne sich seinen

Verdruß im mindesten anmerken zu lassen, gestand er daher seinem Bruder die ganze Sache und erzählte ihm, durch welchen Zufall und an welchem Ort er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt hatte; zugleich erbot er sich, den Schatz mit ihm zu teilen, wenn er nur das Geheimnis bewahren wolle.

›Ja, das verlange ich ohnehin‹, versetzte Casim mit stolzem Tone; ›aber‹, fügte er hinzu, ›ich will auch noch ganz genau wissen, wo der Schatz ist, an welchen näheren Merkmalen ich ihn erkennen und wie ich wohl selbst hineinkommen kann, wenn es mich gelüftet; sonst zeige ich dich bei dem Gerichte an. Weigerst du dich des, so hast du nicht nur nichts mehr zu hoffen, sondern wirst auch das noch verlieren, was du schon hast; ich aber werde für diese Angabe meinen Anteil erhalten.‹

Mehr aus Gutmütigkeit, als durch die unverschämten Drohungen seines rohen Bruders eingeschüchtert, gab Ali Baba ihm vollständige Auskunft über das, was er wünschte, und teilte ihm auch die Worte mit, die er sprechen mußte, um in die Höhle hinein- und wieder herauszugelangen.

Mehr verlangte Casim nicht zu wissen. Er verließ seinen Bruder mit dem festen Vorsatz, ihm zuvorzukommen, und in der Hoffnung, sich des Schatzes allein zu bemächtigen. Am andern Morgen brach er schon vor Tagesanbruch mit zehn Maultieren auf, die er mit großen Kisten beladen hatte; diese wollte er alle anfüllen und nahm sich vor, bei einer zweiten Fahrt nach dem Schatze noch weit mehr solche Kisten mitzunehmen, im Falle er noch so viele Ladungen darin vorfände, daß dies nötig wäre. Er schlug den Weg ein, den Ali Baba ihm bezeichnet hatte, gelangte an den Felsen und erkannte die Merkmale sowie den Baum, auf dem Ali Baba sich versteckt hatte. Er suchte die Türe, fand sie und sprach die Worte: ›Sesam, öffne dich!‹ Die Türe ging auf, er trat hinein und sogleich schloß sie sich wieder. Bei Besichtigung der Höhle geriet er in große Verwunderung, da er darin weit mehr Reichtümer antraf, als er nach Ali Babas Erzählung vermutet hatte, und sein Erstaunen wurde immer größer, je mehr er alles einzeln betrachtete. Als ein geiziger Mann, dem die Reichtümer über alles gingen, hätte er gerne den ganzen Tag lang seine Augen an dem Anblicke so vielen

Goldes geweidet, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, daß er eigentlich dazu gekommen sei, um das Geld zu holen und seine zehn Maulesel damit zu beladen. Er nahm daher eine Anzahl von Säcken, so viel er tragen konnte, ging damit auf die Türe zu, und da er an alles andere mehr dachte als an das, was jetzt für ihn am wichtigsten war, so geschah es, daß er sich des notwendigen Wortes nicht mehr erinnerte und statt Sesam sagte: ›Gerste, öffne dich!‹ Aber wie groß war seine Bestürzung, als er sah, daß die Türe sich nicht öffnete, sondern verschlossen blieb. Nun nannte er noch mehrere andere Namen von Getreidearten, aber nur den rechten nicht, und die Türe blieb immer verschlossen. Auf diesen Zufall hatte sich Casim nicht gefaßt gemacht. Schrecken und Angst bemächtigte sich seiner, als er sich nun in so großer Gefahr erblickte, und je mehr er sich anstrengte, um das Wort Sesam in sein Gedächtnis zurückzurufen, um so verwirrter wurde er, und bald war dies Wort für ihn, als ob er es nie hätte nennen hören. Verzweiflungsvoll warf er jetzt die Säcke, womit er sich beladen hatte, zu Boden, ging mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichtümer, von denen er sich umgeben sah, hatten jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Doch lassen wir Casim sein Schicksal beweinen, er verdient unser Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen Mittag zu ihrer Höhle zurück, und als sie in die Nähe kamen und die mit Kisten beladenen Maulesel Casims erblickten, so wurden sie über diese neue Erscheinung unruhig, sprengten mit verhängtem Zügel heran und jagten die zehn Maulesel, die Casim anzubinden vergessen hatte und die ruhig weideten, auseinander, so daß sie sich da und dorthin im Walde zerstreuten und ihnen bald aus dem Gesichte entschwanden. Die Räuber nahmen sich nicht die Mühe, den Mauleseln nachzureiten: es war ihnen weit wichtiger, ihren Besitzer aufzufinden. Während nun einige um den Felsen herum die Runde machten, um ihn zu suchen, stieg der Hauptmann nebst den übrigen ab, ging mit blankem Säbel gerade auf die Türe zu, sprach die Worte, und die Türe öffnete sich.

Casim, der mitten in der Höhle das Stampfen von Pferden hörte, zweifelte jetzt nicht mehr, daß die Räuber angekommen und

er selbst verloren sei. Gleichwohl beschloß er, einen Versuch zu machen, um aus ihren Händen zu entrinnen und sich zu reuen; daher stellte er sich dicht vor die Türe, um hinauszustürzen, sobald sie sich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Sesam, das seinem Gedächtnis entfallen war, aussprechen und sah die Türe aufgehen, so stürmte er so ungestüm hinaus, daß er den Hauptmann zu Boden warf. Allein den andern Räubern vermochte er nicht zu entgehen; diese hielten ebenfalls den blanken Säbel in der Hand und nahmen ihm auf der Stelle das Leben. Jetzt war die erste Sorge der Räuber, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe bei der Türe die Säcke, die Casim bis dahin gebracht hatte, um seine Maulesel damit zu bepacken, und legten dieselben wieder auf den vorigen Platz, bemerkten aber nicht, daß diejenigen, die Ali Baba fortgeschafft hatte, fehlten. Indem sie sich nun über diese Begebenheit gemeinschaftlich berieten, begriffen sie wohl, wie Casim nicht habe aus der Grotte herauskommen können, allein wie er hineingekommen sei, das konnten sie nicht verstehen. Sie kamen auf den Gedanken, er sei vielleicht von oben herabgestiegen; allein die Öffnung, durch welche das Licht hereinfiel, war so hoch und der Gipfel des Felsens so unzugänglich, daß sie einstimmig erklärten, dieses Rätsel könnten sie nicht auflösen. Daß er durch die Türe hereingekommen sei, konnten sie nicht annehmen, denn dazu mußte er doch das Geheimnis wissen, sie zu öffnen, und in dessen Besitz, glaubten sie, sei niemand außer ihnen selbst. Sie konnten nämlich nicht wissen, daß Ali Baba sie belauscht und es gehört hatte. Wie nun auch die Sache gekommen sein mochte, es handelte sich jetzt darum, ihre gemeinschaftlichen Reichtümer in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie denn dahin überein, den Leichnam Casims in vier Teile zu teilen und innerhalb der Grotte nicht weit von der Tür zwei zur Rechten und zwei zur Linken aufzuhängen, zum abschreckenden Beispiel für jeden, der die Frechheit haben würde, etwas Ähnliches zu wagen; sie selbst aber beschlossen, erst nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Leichengeruch sich verloren haben würde, in ihre Höhle zurückzukehren. Da sie nichts weiter zurückhielt, so verließen sie ihren Zufluchtsort, nachdem sie ihn wohl verschlossen, stiegen wieder zu Pferde und durchstreiften die Ebene

in der Richtung hin, wo die Straßen am meisten von den Karawanen besucht waren, um wie gewöhnlich Jagd auf dieselben zu machen und sie auszuplündern.

Indes war Casims Frau in großer Unruhe, als die finstere Nacht anbrach und ihr Mann immer noch nicht zurückkam. Voll Bekümmernis ging sie zu Ali Baba und sagte zu ihm: »Lieber Schwager, du weißt gewiß, daß dein Bruder Casim in den Wald gegangen ist und zu welchem Zweck. Er ist immer noch nicht zurückgekommen und doch ist es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, es möchte ihm irgendein Unglück zugestoßen sein.«

Ali Baba hatte nach der oben angeführten Unterredung mit seinem Bruder seine Reise vermutet und war deshalb an diesem Tage nicht selbst in den Wald gegangen, um ihm keinen Anlaß zum Argwohn zu geben. Ohne ihr irgendeinen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Mann, wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte beleidigen können, sagte er zu ihr, sie solle sich deswegen noch nicht bekümmern, denn ohne Zweifel habe Casim es für zweckmäßig gefunden, erst später in die Stadt zurückzukehren.«



So wird uns in *Tausendundeine Nacht* erzählt.

Der Haustürschlüssel

Jeder Schlüssel hat seine Geschichte, und es gibt viele Schlüssel: Kammerherrnschlüssel, Uherschlüssel, St.-Peters-Schlüssel; wir könnten von allen Schlüsseln erzählen, aber jetzt erzählen wir nur von dem Haustürschlüssel des Kammerrats.

Er war bei einem Schlosser zur Welt gekommen, aber er hätte gern glauben können, daß es ein Grobschmied sei, so faßte der Mann ihn an, hämmerte und feilte. Er war zu groß für die Hosentasche, darum mußte er in die Rocktasche. Hier lag er oft im Dunkeln, aber übrigens hatte er einen bestimmten Platz an der Wand neben der Silhouette des Kammerrats aus der Kindheit.

Man sagt, daß jeder Mensch in seinem Charakter und seiner Handlungsweise etwas von dem Himmelszeichen mitbekommt, unter dem er geboren wird, sei es nun der Stier, die Jungfrau, der Skorpion oder wie sie alle im Kalender heißen. Die Kammerrätin nannte keins von diesen, sie sagte, ihr Mann sei unter dem »Zeichen der Schubkarre« geboren. Immer mußte er vorwärtsgeschoben werden.

Sein Vater schob ihn aufs Kontor, seine Mutter schob ihn in den Ehestand hinein, und seine Frau schob ihn zum Kammerrat hinauf, aber das sagte sie nicht, sie war eine besonnene, brave Frau, die immer zur rechten Zeit schwieg und zur rechten Zeit sprach und schob.

Jetzt war er seit Jahren »wohlproportioniert«, wie er selber sagte, ein Mann mit Bildung, Gutmütigkeit und dazu schlüsselklug, etwas, das wir näher erklären werden. Immer war er guter Laune, alle Menschen hatte er gern und mochte gern mit ihnen reden. Ging er in die Stadt, so war es schwer, ihn nach Hause zu bekommen, wenn seine Frau nicht mit war und schob. Er mußte mit jedem Bekannten reden, dem er begegnete. Er hatte viele Bekannte, und darunter mußte das Mittagessen leiden. Vom Fenster aus gab die Kammerrätin auf ihn acht. »Jetzt kommt er!« sagte sie zu dem Mädchen. »Setz den Kochtopf auf! – Jetzt steht er still und spricht

mit jemand, nimm den Kochtopf ab, sonst kocht das Essen zu lange! – Aber nun kommt er! Ja, dann setz den Kochtopf nur wieder auf!«

Aber deswegen kam er doch noch nicht.

Er konnte gerade unter dem Fenster des Hauses stehen und hinaufnicken, aber dann kam ein Bekannter vorüber, dann konnte er es nicht lassen, er mußte ihm ein paar Worte sagen. Kam dann, während er mit diesem sprach, ein anderer Bekannter, dann hielt er den ersten am Knopfloche fest und ergriff die Hand des andern, während er einen dritten, der vorüberwollte, anrief.

Das war eine Geduldsprobe für die Kammerrätin. »Kammerrat! Kammerrat!« rief sie dann. Ja, der Mensch ist unter dem Zeichen der Schubkarre geboren, vorwärts kann er nicht kommen, ohne daß er geschoben wird.

Er wollte gern in Buchläden gehen, in Büchern und Zeitungen blättern, er gab seinem Buchhändler ein kleines Honorar, um zu Hause bei sich die neuen Bücher lesen zu dürfen, das heißt, um Erlaubnis zu haben, die Bücher der Länge nach aufzuschneiden, aber nicht quer, denn dann konnten sie nicht als neu verkauft werden. Er war eine lebende Zeitung in aller Gutmütigkeit, wußte Bescheid mit Verlobungen, Hochzeiten und Begräbnissen. Bücher-geschwätz, ja, er ließ geheimnisvolle Andeutungen fallen, daß er Bescheid wußte, wo niemand Bescheid wußte, das hatte er vom Haustürschlüssel.

Schon als junges Ehepaar wohnten Kammerrats in ihrem eigenen Hause, und seit der Zeit hatten sie denselben Haustürschlüssel, aber da kannten sie seine wunderbare Kraft noch nicht, die lernten sie erst später kennen.

Es war zu König Frederiks des Sechsten Zeit. Kopenhagen hatte damals kein Gas, es hatte Tranlampen, es hatte kein Tivoli oder Kasino, keine Straßenbahnen und keine Eisenbahnen. Es gab nur wenige Vergnügungen im Vergleich zu jetzt. Des Sonntags machte man einen Spaziergang zum Tor hinaus bis nach dem Assistenzkirchhof, las die Inschriften auf den Gräbern, setzte sich ins Gras, aß aus einem Vorratskorb und trank seinen Schnaps dazu, oder man ging nach Frederiksborg, wo vor dem Schlosse die Re-

gimentsmusik spielte und es von Menschen wimmelte, die die königliche Familie in den kleinen, engen Kanälen umherrudern sahen; der alte König steuerte das Boot, und er und die Königin grüßten alle Menschen ohne Standesunterschied. Da hinaus kamen wohlhabende Familien aus der Stadt und tranken ihren Abendtee. Warmes Wasser konnten sie in einem kleinen Bauernhaus auf dem Felde außerhalb des Gartens bekommen, aber sie mußten selber ihre Teemaschine mitbringen.

Da hinaus zogen Kammerrats an einem sonnigen Sonntagnachmittag. Das Dienstmädchen ging voran mit der Maschine, einen Vorratskorb und einer Schnapsflasche.

»Nimm auch den Haustürschlüssel mit«, sagte die Kammerrätin, »damit wir in unser eigenes Haus hineinschlüpfen können, wenn wir zurückkommen; du weißt, die Tür wird bei Abenddämmerung geschlossen, und der Klingelzug ist seit heute morgen kaputt. – Wir kommen spät nach Hause! Wir wollen, wenn wir in Frederiksborg gewesen sind, noch in Casortis Theater auf Vesterbro gehen und die Pantomime ›Harlekin, der Vorarbeiter der Drescher‹ sehen. Darin kommen sie in einer Wolke herunter. Das kostet zwei Mark die Person!«

Und sie gingen nach Frederiksborg, hörten die Musik, sahen die königlichen Boote mit wehenden Fahnen, sahen den alten König und die weißen Schwäne. Nachdem sie eine gute Tasse Tee getrunken hatten, eilten sie davon, kamen aber doch nicht rechtzeitig ins Theater.

Der Seiltanz war vorüber, der Stelzenmann war vorüber, und die Pantomime hatte begonnen; sie kamen wie immer zu spät, und daran war der Kammerrat schuld; jeden Augenblick blieb er auf dem Wege stehen, um mit Bekannten zu reden; im Theater traf er auch gute Freunde, und als die Vorstellung vorbei war, mußten er und seine Frau notwendigerweise mit zu einer Familie in der Vorstadt kommen, um ein Glas Punsch zu trinken, das würde nur zehn Minuten dauern, aber aus diesen zehn Minuten wurde freilich eine ganze Stunde. Es wurde geredet und geredet. Besonders unterhaltend war ein schwedischer Baron, oder war es ein deutscher, das hatte der Kammerrat nicht genau behalten, dahingegen die Kunst

mit dem Schlüssel, die er ihn lehrte, die behielt er für alle Zeiten. Es war außerordentlich interessant! Er konnte den Schlüssel dazu kriegen, auf alles zu antworten, wonach man ihn fragte, selbst auf das Allergeheimste.

Der Schlüssel des Kammerrats eignete sich besonders gut dazu. Er hatte einen schweren Bart, und der mußte herunterhängen. Den Griff des Schlüssels ließ der Baron auf dem Zeigefinger ruhen, frei und leicht hing er da, jeder Pulsschlag an der Fingerspitze setzte ihn in Bewegung, so daß er sich drehte, und wenn das nicht geschah, dann verstand es der Baron so ganz unmerklich, ihn sich so drehen zu lassen, wie er es wollte. Jede Drehung bedeutete einen Buchstaben von A an und das ganze Alphabet hinunter, soweit man wollte. Wenn der erste Buchstabe gefunden war, drehte sich der Schlüssel nach der entgegengesetzten Seite, darauf suchte man den nächsten Buchstaben, und so bekam man das ganze Wort, ganze Sätze, Antworten auf Fragen. Eine Lüge war das Ganze, aber doch immer amüsan, das war auch eigentlich der erste Gedanke des Kammerrats, aber er ging ganz in dem Schlüsselgedanken auf.

»Mann! Mann!« rief die Kammerrätin. »Das Westtor wird um zwölf Uhr geschlossen! Wir kommen nicht hinein, wir haben nur eine Viertelstunde, müssen uns beeilen.«

Ja, beeilen mußten sie sich; mehrere Personen, die auch in die Stadt wollten, überholten sie bald. Endlich näherten sie sich dem ersten Wachthaus, da schlug die Uhr zwölf, das Tor knallte zu; eine ganze Menge Menschen stand ausgeschlossen da, und zwischen ihnen Kammerrats mit Mädchen, Teemaschine und leerem Vorratskorb. Einige standen dort in großem Schrecken, andere voller Ärger; jeder faßte es auf seine Weise auf. Was war dabei zu machen?

Glücklicherweise war in der letzten Zeit der Beschluß gefaßt worden, daß eines der Tore der Stadt, das Nordertor, nicht geschlossen werden sollte, dort konnten die Fußgänger durch das Wachthaus in die Stadt hineinkommen. Der Weg war gar nicht kurz, aber das Wetter war schön, der Himmel klar und voller Sterne und Sternschnuppen, die Frösche quakten im Graben und im Teiche. Die Gesellschaft selber fing an zu singen, ein Lied nach dem andern, aber der Kammerrat sang nicht mit, sah auch nicht nach

den Sternen, ja nicht einmal auf seine eigenen Beine, er fiel, so lang er war, dicht am Grabenrand hin, man hätte glauben können, er hätte zuviel getrunken, aber es war nicht der Punsch, sondern der Schlüssel, der ihm zu Kopf gestiegen war und sich dort umdrehte.

Endlich erreichten sie das Wachthaus des vorderen Tores, gelangten über die Brücke und in die Stadt hinein.

»Jetzt bin ich wieder froh!« sagte die Kammerrätin. »Hier ist unsere Haustür!«

»Aber wo ist denn der Haustürschlüssel?« sagte der Kammerrat. Er war nicht in der hinteren Rocktasche, auch nicht in der Seitentasche.

»Herr du meines Lebens!« rief die Kammerrätin. »Hast du den Schlüssel nicht? Den hast du bei den Schlüsselkünstern mit dem Baron verloren. Wie kommen wir nun hinein? Der Glockenstrang ist, wie du weißt, seit heute morgen kaputt, der Nachtwächter hat keinen Schlüssel zu unserem Hause. Wir sind ja in Verzweiflung!«

Das Dienstmädchen fing an zu heulen, der Kammerrat war der einzige, der die Fassung bewahrte.

»Wir müssen eine Fensterscheibe zum Laden des Fetthändlers einschlagen«, sagte er, »ihn wecken und dann hineinschlüpfen.«

Er schlug eine Fensterscheibe ein, er schlug zwei ein. »Peteresen!« rief er und steckte den Schaft seines Regenschirms in das Fenster hinein; da schrie drinnen die Tochter des Fetthändlers laut auf. Der Krämersmann riß die Ladentür mit dem Rufe »Nachtwächter!« auf, und ehe er recht die Familie des Kammerrats gesehen, erkannt und hineingelassen hatte, pfiß der Wächter, und in der nächsten Straße antwortete ein anderer Wächter und pfiß. Leute kamen an den Fenstern zum Vorschein. »Wo ist das Feuer? Wo ist der Spektakel?« fragten sie und fragten noch, als der Kammerrat schon in seiner Stube war, den Rock auszog und – da lag der Haustürschlüssel, nicht in der Tasche, sondern in dem Futter; er war durch ein Loch hineingeschlüpft, das nicht in der Tasche hätte sein sollen.

Seit dem Abend bekam der Haustürschlüssel eine besonders große Bedeutung, nicht nur, wenn man des Abends ausging, sondern auch, wenn man zu Hause saß und der Kammerrat seine Ge-

schicklichkeit zeigte und den Schlüssel Antwort auf die Fragen geben ließ.

Er dachte sich die wahrscheinlichste Antwort aus, und dann ließ er den Schlüssel sie geben, schließlich glaubte er selber daran; aber das tat der Apotheker nicht, er war ein junger Mann und ein naher Verwandter der Kammerrätin.

Der Apotheker war ein guter Kopf, ein kritischer Kopf, er hatte schon als Schuljunge Kritiken über Bücher und Theater geschrieben, aber ohne Nennung des Namens, das macht so viel. Er war, was man einen Schöngeist nennt, glaubte aber durchaus nicht an Geister, am allerwenigsten an Schlüsselgeister.

»Ja, ich glaube, ich glaube«, sagte er, »verehrter Herr Kammererrat, ich glaube an den Haustürschlüssel und an alle Schlüsselgeister so fest, wie ich an eine neue Wissenschaft glaube, die anfängt, von sich reden zu machen; an den Tischtanz und die Geister in alten und neuen Möbeln. Haben Sie davon gehört? Ich habe davon gehört! Ich habe gezweifelt, Sie wissen, ich bin ein Zweifler, bin aber bekehrt worden, als ich in einem ganz glaubwürdigen ausländischen Blatt eine ganz schreckliche Geschichte las. Kammererrat! Denken Sie nur, ja, ich gebe Ihnen die Geschichte wieder, wie ich sie gelesen habe. Zwei kluge Kinder hatten die Eltern den Geist in einem großen Eßtisch erwecken sehen. Die Kleinen waren allein und wollten nun versuchen, auf dieselbe Weise Leben in eine alte Kommode hineinzutreiben. Das Leben kam, und der Geist erwachte, aber er duldete das Kinderkommando nicht; er erhob sich, es krachte in der Kommode, er schob die Schubladen heraus und legte mit seinen Kommodebeinen die Kinder jedes in eine Schublade, und dann lief die Kommode mit ihnen zur offenen Tür hinaus, die Treppe hinab und auf die Straße hinaus nach dem Kanal, wo sie sich hineinstürzte und die beiden Kinder ersäuft. Die kleinen Leichen kamen in christliche Erde, aber die Kommode wurde aufs Rathaus gebracht, des Kindesmordes angeklagt und bei lebendigem Leibe auf dem Markte verbrannt. Ja, das habe ich gelesen«, sagte der Apotheker, »habe es in einem ausländischen Blatt gelesen, es ist nichts, was ich selber erfunden habe. Es ist, hole mich der Schlüssel, wahr! Nun fluche ich einen schweren Fluch!«

Der Kammerrat fand, daß eine solche Rede ein zu grober Spaß sei, die beiden konnten ja doch nicht über den Schlüssel reden. Der Apotheker war schlüsseldumm.

Der Kammerrat machte Fortschritte in der Schlüsselwissenschaft, der Schlüssel war seine Unterhaltung und Weisheit.

Eines Abends, der Kammerrat war eben im Begriff, zu Bett zu gehen, er stand schon halb entkleidet, da klopfte es an die Tür nach der Diele hinaus. Es war der Fetthändler, der so spät kam; er war auch schon halb entkleidet, aber er sagte, er habe plötzlich einen Gedanken bekommen, und er sei bange, daß er ihn nicht die Nacht über behalten könne.

»Es handelt sich um meine Tochter, Lotte-Lene, ich muß von ihr reden. Sie ist ein schönes Mädchen, sie ist konfirmiert, nun wollte ich sie gern gut angebracht sehen!«

»Ich bin noch nicht Witwer«, sagte der Kammerrat lächelnd, »und ich habe keinen Sohn, den ich ihr anbieten könnte!«

»Sie verstehen mich schon, Herr Kammerrat!« sagte der Krämersmann. »Klavier spielen kann sie, singen kann sie, das muß man ja hier oben im Hause hören können. Sie wissen nicht, worauf das Mädchen alles verfallen kann. Sie kann genauso reden und gehen wie alle Menschen. Sie ist für die Komödie geschaffen, und das ist eine gute Karriere für nette Mädchen aus guter Familie, sie können sich eine Grafschaft erheiraten, aber daran denkt Lotte-Lene nicht und ich auch nicht. Singen kann sie, Klavier spielen kann sie. Da ging ich denn neulich mit ihr nach der Singschule. Sie sang; sie hat aber nicht, was ich einen Bierbaß bei Frauenzimmern nenne, keinen Kanarienvogelgesang in den höchsten Tönen, so wie man es jetzt von den Sängerinnen verlangt, und dann riet man ihr ernstlich von der Karriere ab. Nun, dachte ich, kann sie nicht Sängerin werden, so kann sie immerhin Schauspielerin werden, dazu gehört ja nur die Sprache. Heute redete ich darüber mit dem Dramaturgen, wie sie ihn nennen. ›Hat sie Kenntnisse?‹ fragte der. ›Nein‹, sagte ich, ›ganz und gar nicht!‹ – ›Kenntnisse sind notwendig für eine Künstlerin!‹ sagte er. ›Die kann sie noch bekommen‹, meinte ich, und dann ging ich nach Hause. ›Sie kann ja in eine Leihbibliothek gehen und die Bücher lesen, die sie da haben‹, dachte ich, ›dann

bekommt sie Kenntnisse.« Aber wie ich nun heute abend sitze und mich ausziehe, fällt mir plötzlich ein: »Wozu soll man Bücher mieten, wenn man sie sich leihen kann? Der Herr Kammerrat hat Bücher in Hülle und Fülle, die kann sie ja lesen; dann hat sie Kenntnisse genug, und das kostet nichts!«

»Lotte-Lene ist ein gutes Mädchen«, sagte der Kammerrat, »ein hübsches Mädchen! Bücher zum Lesen soll sie haben. Aber hat sie wohl das, was man Feuer des Feistes nennt, das Geniale, das Genie? Und hat sie, was hierbei ebenso wichtig ist, hat sie wohl Glück?«

»Sie hat zweimal in der Waren-Lotterie gewonnen«, sagte der Fetthändler. »Einmal hat sie einen Schrank und einmal sechs Paar Laken gewonnen, das nenne ich Glück, und das hat sie!«

»Ich will den Schlüssel mal fragen!« sagte der Kammerrat.

Und er hängt den Schlüssel auf seinen rechten Zeigefinger und auf den rechten Zeigefinger des Kellermanns, ließ den Schlüssel sich schwingen und einen Buchstaben nach dem andern von sich geben.

Der Schlüssel sagte: »Sieg und Glück!« und dann war Lotte-Lenes Zukunft bestimmt.

Der Kammerrat gab ihr gleich zwei Bücher: »Dyreke« und Knigges »Umgang mit Menschen«.

Seit dem Abend begann eine Art näherer Bekanntschaft zwischen Lotte-Lene und Kammerrats. Sie kam zu der Familie hinaus, und der Kammerrat fand, daß sie ein verständiges Mädchen sei, sie glaubte an ihn und an den Schlüssel. Die Kammerrätin sah in der Freimütigkeit, womit sie jeden Augenblick ihre große Unwissenheit offenbarte, etwas Kindliches, Unschuldiges. Das Ehepaar hatte sie, jeder auf seine Weise, gern, und sie schwärmte für das Ehepaar.

»Es riecht so reizend da oben!« sage Lotte-Lene.

Da war Geruch, ein Duft, ein Apfelduft auf der Diele, wo die Kammerrätin eine ganze Tonne Gravensteiner Äpfel hingelegt hatte. Da war auch ein Räucherduft von Rosen und Lavendel in allen Zimmern.

»Das gibt so was Feines!« sagte Lotte-Lene. Und dann erfreuten sich ihre Augen an all den schönen Blumen, die die Kammerrätin immer hatte; ja, mitten im Winter blühten hier Syringen und Kirschenzweige. Die abgeschnittenen blätterlosen Zweige wurde ins

Wasser gestellt, und in der warmen Stube trugen sie bald Blüten und Blätter.

»Man sollte glauben, daß das Leben in den nackten Zweigen erloschen sei, aber siehe nur, wie es von den Toten aufsteht.«

»Das ist mir früher noch nie eingefallen!« sagte Lotte-Lene.
»Die Natur ist doch reizend!«

Und der Kammerrat ließ sie sein Schlüsselbuch sehen, worin merkwürdige Dinge aufgeschrieben standen, die der Schlüssel gesagt hatte, selbst von einer halben Apfeltorte, die aus der Speisekammer verschwunden war, gerade an einem Abend, als das Mädchen Besuch von ihrem Bräutigam gehabt hatte. Und der Kammerrat fragte seinen Schlüssel: »Wer hat die Apfeltorte gegessen, die Katze oder der Bräutigam?« Und der Haustürschlüssel antwortete: »Der Bräutigam!« Der Kammerrat glaubte es schon, ehe er fragte, und das Dienstmädchen gestand; der verdammte Schlüssel wußte ja doch alles.

»Ja, ist es nicht merkwürdig?« fragte der Kammerrat. »Dieser Schlüssel, dieser Schlüssel! Und von Lotte-Lene hat er gesagt: ›Sieg und Glück!‹ – Das werden wir ja noch sehen! – Ich stehe dafür ein!«

»Es ist reizend!« sagte Lotte-Lene.

Die Frau des Kammerrats war nicht so vertrauensvoll, aber sie äußerte ihre Zweifel nicht, wenn der Mann es hörte; später aber vertraute sie Lotte-Lene, daß der Kammerrat, als er ein junger Mensch war, ganz versessen auf das Theater gewesen sei. Hätte ihn damals jemand geschoben, wäre er bestimmt Schauspieler geworden, aber die Familie schob davon weg. Auf die Bühne wollte er, und um dahin zu kommen, schrieb er eine Komödie.

»Es ist ein großes Geheimnis, das ich Ihnen anvertraue, liebe Lotte-Lene. Die Komödie war nicht schlecht, sie wurde auf dem königlichen Theater angenommen und ausgepfiffen, so daß man später nie mehr davon gehört hat, und darüber freue ich mich. Ich bin seine Frau, und ich kenne ihn. Nun wollen Sie denselben Weg gehen – ich wünsche Ihnen alles Gute, aber ich glaube nicht, daß es gehen wird, ich glaube nicht an den Haustürschlüssel!«

Lotte-Lene glaubte an ihn, und in diesem Glauben begegnete sie dem Kammerrat.

Ihre Herzen verstanden einander in Zucht und Ehren.

Das Mädchen hatte übrigens allerlei Fähigkeiten, auf die die Kammerrätin Wert legte. Lotte-Lene verstand es, Stärke aus Kartoffeln zu machen, seidene Handschuhe aus seidenen Strümpfen zu nähen, seidene Tanzschuhe zu überziehen, obwohl sie in der Lage war, sich alles neu anzuschaffen. Sie hatte, wie der Fetthändler sagte: Schillinge in der Tischschublade und Hypotheken im Geldschrank. »Das wäre eigentlich eine Frau für den Apotheker«, dachte die Kammerrätin, aber sie sagte es nicht, ließ es auch den Schlüssel nicht sagen. Der Apotheker wollte sich bald niederlassen, seine eigene Apotheke einrichten, und zwar in einer der nächsten größeren Provinzstädte.

Lotte-Lene las noch immer »Dryveke« und Knigges »Umgang mit Menschen«. Sie behielt die beiden Bücher zwei Jahre, aber dann konnte sie auch das eine auswendig, »Dyveke«, die sämtlichen Rollen, aber sie wollte nur in der einen, in der Dyvekes, auftreten, und zwar nicht in der Hauptstadt, wo so viel Neid ist und wo sie sie nicht haben wollten. Sie wollte ihre Künstlerlaufbahn, wie der Kammerrat es nannte, in einer der größeren Provinzstädte beginnen.

Nun traf es sich ganz merkwürdig, daß es gerade in derselben Stadt war, wo der Apotheker sich als der jüngste, wenn auch nicht der einzige Apotheker niedergelassen hatte.

Der große, erwartungsvolle Abend kam, Lotte-Lene sollte auftreten, Sieg und Glück erringen, wie es der Schlüssel geweissagt hatte. Der Kammerrat war nicht da, er lag zu Bett, und die Kammerrätin pflegte ihn; warme Servietten und Kamillentee waren ihm verordnet: die Servietten um den Leib und der Tee in den Leib.

Das Ehepaar wohnte der »Dyveke«-Vorstellung nicht bei, aber der Apotheker war da, und der schrieb einen Brief darüber an seine Verwandte, die Kammerrätin.

»Der Dyveke-Kragen war das beste!« schrieb er. »Hätte ich den Haustürschlüssel des Kammerrats in meiner Tasche gehabt, so hätte ich ihn herausgeholt und darauf gepfiffen, das hätte der Schlüssel auch verdient, der so schändlich gelogen hat: ›Sieg und Glück.«

Der Kammerrat las den Brief. Das Ganze sei Bosheit, sagte er, Schlüsselhaß, und darunter mußte jetzt das unschuldige Mädchen leiden.

Und sobald er aus dem Bett aufstand und wieder ein Mensch war, sandte er dem Apotheker einen kleinen, aber giftspeienden Brief, und der Apotheker antwortete wieder, als ob er den Brief nur als Spaß aufgefaßt habe.

Er dankte ihm dafür wie für jeden weiteren, freundlichen Beitrag zur Erkennung des unvergleichlichen Wertes und der Bedeutung des Schlüssels; ferner vertraute er dem Kammerrat an, daß er, außer seiner Apothekerwirksamkeit, an einem großen Schlüsselroman schreibe, in dem alle handelnden Personen Schlüssel seien, einzig und allein Schlüssel.

»Der Haustürschlüssel« war natürlich die Hauptperson, und der Haustürschlüssel des Kammerrats war ihm das Vorbild, mit Wahrsagungsfähigkeit begabt; um ihn mußten sich alle die andern Schlüssel drehen: der alte Kammerherrenschlüssel, der den Glanz und die Festlichkeit des Hofes kannte; der kleine Uherschlüssel, fein und vornehm zu vier Schilling beim Eisenkrämer; der Schlüssel zum Kirchstuhl, der sich mit zur Geistlichkeit rechnete und der, als er eine Nacht im Schlüsselloch in der Kirche sitzengeblieben war, Geister gesehen hatte; der Speisekammer-, der Holzkammer- und der Weinkellerschlüssel, sie alle treten in dem Roman des Apothekers auf, verneigen sich und drehen sich um den Haustürschlüssel. Die Sonnenstrahlen lassen ihn wie Silber schimmern, der Wind, der Weltgeist, fährt in ihn hinein, so daß er pfeift. Er ist der Schlüssel für alle Schlüssel, er war der Haustürschlüssel des Kammerrats, jetzt ist er der Schlüssel zur Himmelspforte, er ist Papstschlüssel, er ist »unfehlbar«!

»Bosheit!« sagte der Kammerrat. »Pyramidale Bosheit!«

Er und der Apotheker sahen einander nicht mehr. Ja doch, bei dem Begräbnis der Kammerrätin. Sie starb zuerst.

Es war Trauer und Kummer im Hause. Selbst die abgeschnittenen Kirschzweige, die schon frische Blätter und Blüten angesetzt hatten, trauerten und welkten hin, sie standen vergessen, sie pflegte sie nicht mehr.

Der Kammerrat und der Apotheker gingen hinter ihrem Sarge drein, Seite an Seite, als die zwei nächsten Verwandten, hier war keine Zeit und Stimmung, sich auf Wortgefechte einzulassen.

Lotte-Lene band einen Trauerflor um den Hut des Kammerrats. Sie war längst zurückgekehrt, ohne Sieg und Glück auf der Bahn der Kunst. Aber es konnte noch kommen, Lotte-Lene hatte eine Zukunft. Der Schlüssel hatte es gesagt, und der Kammerrat hatte es gesagt.

Sie kam zu ihm hinauf. Sie sprachen von der Verstorbenen, und sie weinten. Lotte-Lene war weich, sie sprachen von der Kunst, und Lotte-Lene war stark.

»Das Theaterleben ist reizend«, sagte sie, »aber da ist so viel Neid, da sind so viele Schwierigkeiten! Ich gehe lieber meinen eigenen Weg. Erst ich selber, dann die Kunst!«

Knigge hatte die Wahrheit gesprochen in dem Kapitel von den Schauspielern, das sah sie ein, der Schlüssel hatte nicht die Wahrheit geredet, aber davon sprach sie nicht mit dem Kammerrat; sie hatte ihn lieb.

Der Haustürschlüssel war ihm übrigens während des ganzen Trauerjahres ein Trost und eine Ermunterung. Er stellte ihm Fragen, und der Schlüssel gab ihm Antworten. Und als das Jahr vergangen war und er und Lotte-Lene eines stimmungsvollen Abends beisammensaßen, fragte er den Schlüssel: »Verheirate ich mich, und mit wem verheirate ich mich?«

Da war niemand, der ihn schob, er schob den Schlüssel, und der Schlüssel sagte: »Lotte-Lene!«

Und dann war es gesagt, und Lotte-Lene wurde Kammerrätin.

»Sieg und Glück!« Die Worte waren gesagt, schon früher vom Haustürschlüssel.



So erzählt uns Hans Christian Andersen.

Rotz-Risto

Es war einmal ein junger, fauler Mann. Er hatte keine Lust zu arbeiten, er lag nur bei den Leuten auf der Bank herum. Als er einmal unterwegs war, kam ihm ein Wagen entgegen, und darin saß ein Herr. Der Herr fragte ihn: »Was bist du für ein Mann?«

»Ich suche eine Stelle als Knecht, aber ich will keine schwere Arbeit tun.«

»Komm zu mir, ich habe keine schwere Arbeit«, sagte der Herr. Er antwortete: »Ich komme gern!«

Der Herr fragte: »Wieviel Lohn verlangst du?«

»Das, was Ihr mir geben wollt.«

Der Herr sagte: »Ich habe keine schwere Arbeit, aber sie ist schmutzig.«

Der Junge sprach: »Das macht mir nichts aus.«

»Komm in den Wagen!« sagte der Herr.

Der Junge stieg ein, und plötzlich befanden sie sich im Schloß des Herrn. Der Herr nahm ihn mit hinein, ließ ihn sich am Tisch niedersetzen und sprach: »Du darfst dich niemals schneuzen; wenn der Rotz läuft, so laß ihn laufen! Und austreten darfst du auch nicht. Da hast du einen Tisch, wo du allerlei Speisen findest. Du mußt drei Jahre hier sein.«

Der Junge fragte: »Was ist meine Arbeit?«

Der Herr gab ihm einen Silberrubel in die Hand und sprach: »Jedesmal, wenn du diesen Rubel auf den Tisch schlägst, so erscheint ein zweiter Rubel daneben, nimm ihn weg und schlage wieder, so erscheint ein neuer Rubel, und das geschieht, solange du Lust dazu hast. Das ist deine Arbeit. Ich werde erst nach dir sehen kommen, wenn drei Jahre vergangen sind.«

So zog der Herr mit seinem Wagen weg. Risto blieb dort und verrichtete seine Arbeit, und es kam ein solcher Berg von Geld zusammen, daß man ihn kaum noch sehen konnte. In der Nähe befand sich ein großer Hof, der sehr verschuldet war, und dort lebten drei Töchter. Der Hofherr sagte zu seinen drei Töchtern: »Wer geht

hin und leiht von dem Rotz-Risto Geld? Ich habe gehört, daß er mehr als genug davon hat.«

Die älteste Tochter antwortete: »Ich werde gehen!«

Sie nahm ein Pferd und eine Kutsche und fuhr zu Rotz-Risto. Der fragte das Mädchen: »Was führt dich hierher?«

Das Mädchen antwortete: »Ich wollte dich bitten, mir Geld zu leihen.«

»Du mußt mir erst einen Kuß geben«, sagte Rotz-Risto.

»Nein«, sagte das Mädchen.

»Dann bekommst du kein Geld«, sagte Rotz-Risto.

Als das Mädchen nach Hause kam, fragte der Vater: »Hat Risto dir nichts gegeben?«

»Das hätte er schon getan, aber ich habe ihm keinen Kuß gegeben, denn er stinkt so sehr, das ganze Zimmer stinkt«, antwortete die Tochter.

Der Mann sagte: »Nächste Woche kommt der Schuldner, und dann wird unser Hof verkauft, und wir müssen alle betteln gehen.«

Die mittlere Schwester sagte: »Du bist aber schlecht! Ich werde hingehen.«

Sie nahm warmes Wasser mit und ging zu Risto, aber es erging ihr ähnlich wie der ältesten Schwester, auch sie kam nach Hause zurück.

Die jüngste Tochter weinte und sagte: »Ihr seid aber wirklich komisch! Jetzt werde ich es probieren!«

Sie ging los, nahm warmes Wasser und Seife mit und kam in die Stube zu Rotz-Risto. Der fragte: »Was willst du?«

»Ich möchte Geld ausleihen«, antwortete das Mädchen.

»Das wirst du bekommen, aber erst mußt du mir einen Kuß geben«, antwortete Risto.

Das Mädchen ging zu Risto und drückte sich ein Taschentuch auf Mund und Nase. Risto sagte: »Hab keine Angst!«

Das Mädchen faßte sich ein Herz, schlang ihre Hände um den Hals des Risto und gab ihm einen Kuß. Dann ging sie auf den Hof und übergab sich und wusch sich den Mund mit Wasser. Sie nahm einen Sack aus der Kutsche und ging hinein. Risto sagte: »Nimm von dem Geld, soviel du nur willst. Ich werde in der nächsten Wo-

che kommen und um dich freien, aber in anderen Kleidern und ganz sauber.«

Das Mädchen füllte den Sack mit Geld, brachte ihn in die Kutsche, fuhr nach Hause und sagte ihrem Vater: »Jetzt haben wir so viel Geld, daß wir die Schulden bezahlen können und es bleibt auch noch etwas übrig!« Der Mann bezahlte alle seine Schulden.

Als die nächste Woche kam, waren auch die drei Jahre für Risto um. Sein Herr kam nach Hause und sagte: »Du bist aber wirklich sehr treu gewesen! Geh jetzt in den Fluß dort und spül dich ab und komm dann zu mir, ich wasche dich dann noch mit Seife.«

Risto ging in den Fluß und entfernte dort den schlimmsten Schmutz und kam zurück. Der Hausherr hatte auf dem Hof eine Wanne voll Wasser und eine große Menge Seife, und damit wusch er den Risto in der Wanne ganz sauber. Dann brachte der Herr ihn in die Kleiderkammer und kleidete ihn in feines Tuch, das feinste, was es gibt, und gab ihm noch einen Seidenhut und eine goldene Uhr und Stiefel. Nun war Rotz-Risto wirklich fein. Der Herr gab ihm auch noch eine Kutsche, die glänzte von Gold und Silber, und einen großen schwarzen Hengst davor und sagte: »Ich habe gehört, daß du auf Freiersfüßen gehst, aber vergiß nicht, daß du in der nächsten Woche herkommst und das Geld abholst und die Zimmer in Ordnung bringst. Und außerdem: Wenn du Hochzeit feierst, dann mußt du auf dem Hof des Hochzeitshauses einen Zuber mit Rum und einen anderen mit Schnaps haben, damit die Zaungäste etwas zu trinken kriegen, und du mußt mich Vater nennen. Wenn ich doch wenigstens eine Seele als Lohn erhielte! – Jetzt kannst du freien gehen!«

Rotz-Risto fuhr los und hielt am Hoftor. Die älteste Tochter kam ihn begrüßen, aber Risto sagte: »Geh weg, du stinkst!«

Das Mädchen schämte sich, ging zu ihrer Mutter und fragte: »Mutter, stinke ich?«

Dann wollte die zweite Schwester ihm die Hand geben, aber Risto sagte: »Geh weg, du stinkst!«

Schließlich kam die jüngste Schwester, und Risto sagte zu ihr: »Jetzt stehe ich auf, dir gebe ich meine Hand, du stinkst nicht!«

Die jüngste Schwester führte ihn in ihre eigene Kammer. Hier erhielt Risto, was sie für ihn vorbereitet hatten, und alle behandelten ihn sehr gut. Die jüngste Tochter sagte zu ihrem Vater: »Das ist nun der Rotz-Risto!«

»Ihm gebe ich meinen Hof. Mit seinem Geld sind die Schulden bezahlt worden«, sagte der Vater.

Als die nächste Woche gekommen war, nahm Risto vier Frauen und drei Pferde vom Hof und fuhr an seinen alten Ort. Er steckte alles Geld in Säcke und brachte sie auf die Wagen. Die Frauen putzten die Zimmer, und der Junge gab ihnen jeweils einen Silberrubel als Lohn. Der Rotz-Risto brachte drei Fuhren voll Geld auf den Hof.

Dann wurde Hochzeit gefeiert. Zuerst traute der Pfarrer Risto und die jüngste Tochter. Dann wurde gegessen.

Als sie zu tanzen begannen, kam der Vater von Risto zur Hochzeit, er hatte eine schöne Kutsche mit Kutscher und Dienern dabei. Er blieb nicht in der Stube, sondern setzte sich auf die Veranda und ließ die Zaungäste Rum und Schnaps trinken, so viel sie nur konnten.

Als es Mitternacht wurde, kam der Vater des Risto an die Tür der Hochzeitsstube und sagte: »Ich gehe jetzt weg. Leb wohl, Sohn, und vielen Dank! Eine habe ich gewünscht, zwei habe ich bekommen!«

Dann fuhr er mit seiner Kutsche weg. Niemand verstand, was der Vater des Jungen gemeint hatte, als er sagte: »Eine habe ich gewünscht, zwei habe ich bekommen.«

Dann vermißte man die älteren Töchter des Hofes, da sie nirgends zu sehen waren. Am Morgen erst fand man sie an der Decke der Hochzeitsstube. Sie hatten sich erhängt, die eine an der einen Stange und die andere an der anderen. Die Hochzeit wurde aber zu Ende gefeiert.

Der Hof wurde so reich, daß dort nie das Geld ausging, sondern daß es auch noch für andere reichte.



So wird in Finnland erzählt.

